TRAGŒDIEN.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Publié à Paris, par Delloye

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

CRESSIDA.

(*TROILUS UND CRESSIDA.*)

Es ist die ehrenfeste Tochter des Priesters Calchas, welche ich hier dem verehrungswürdigen Publiko zuerst vorführe. Pandarus war ihr Oheim : ein wackerer Kuppler; seine vermittelnde Thätigkeit wäre jedoch schier entbehrlich gewesen. Troilus, ein Sohn des vielzeugenden Priamus, war ihr erster Liebhaber; sie erfüllte alle Formalitäten, sie schwur ihm ewige Treue, brach sie mit gehörigem Anstand, und hielt einen seufzenden Monolog über die Schwäche des weiblichen Herzens, ehe sie sich dem Diomedes ergab. Der Horcher Thersites, welcher ungalanter Weise immer den rechten Namen ausspricht, nennt sie eine Metze. Aber er wird wohl einst seine Ausdrücke mässigen müssen; denn es kann sich wohl ereignen, dass die Schöne, von einem Helden zum andern, und immer zum gerin-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geren, hinabsinkend, endlich ihm selber als süsse Buhle anheimfällt.

Nicht ohne mancherlei Gründe habe ich an der Pforte dieser Gallerie das Bildniss der Cressida aufgestellt. Wahrlich nicht ihrer Tugend wegen, nicht weil sie ein Typus des gewöhnlichen Weiberkarakters, gestattete ich ihr den Vorrang vor so manchen herrlichen Idealgestalten Shakspear'scher Schöpfung; nein, ich eröffnete die Reihe mit dem Bilde jener zweideutigen Dame, weil ich, wenn ich unseres Dichters sämmtliche Werke herausgeben sollte, ebenfalls das Stück, welches den Namen *Troilus und Cressida* führt, allen andern voranstellen würde. Steevens, in seiner Prachtausgabe Shaksepar's, thut dasselbe, ich weiss nicht warum; doch zweifle ich, ob dieselben Gründe, die ich jetzt andeuten will, auch jenen englischen Herausgeber bestimmten.

Troilus und Cressida ist das einzige Drame von Shakspear, worin er die nämlichen Heroen tragiren lässt, welche auch die griechischen Dichter zum Gegenstand ihrer dramatischen Spiele wählten; so dass sich uns, durch Vergleichung mit der Art und Weise, wie die ältern Poeten dieselben Stoffe behandelten, das Verfahren Shakspear's recht klar offenbart. Während die klassischen Dichter der Griechen nach erhabenster Verklärung der Wirklichkeit streben, und sich zur Idealität emporschwingen, dringt unser moderner Tragiker mehr in die Tiefe der Dinge; er gräbt mit scharfgewetzter Geistesschaufel in den stillen Boden der Erscheinungen, und entblösst vor unseren Augen ihre verborgenen Wurzeln. Im Gegensatz zu den antiken Tragikern, die, wie

die antiken Bildhauer, nur nach Schönheit und Adel rangen, und auf Kosten des Gehaltes die Form verherrlichten, richtete Shakspear sein Augenmerk zunächst auf Wahrheit und Inhalt; daher seine Meisterschaft der Charakteristik, womit er nicht selten, an die verdriesslichste Karikatur streifend, die Helden ihrer glänzenden Harnische entkleidet und in dem lächerlichsten Schlafrock erscheinen lässt. Die Kritiker, welche Troilus und Cressida nach den Prinzipien beurtheilten, die Aristoteles aus den besten griechischen Dramen abstrahirt hat, mussten daher in die grössten Verlegenheiten, wo nicht gar in die possirlichsten Irrthümer, gerathen. Als Tragödie war ihnen das Stück nicht ernsthaft und pathetisch genug; denn alles darin ging so natürlich von statten, fast wie bei uns; und die Helden handelten eben so dumm, wo nicht gar gemein, wie bei uns; und der Hauptheld ist ein Laps und die Heldin eine gewöhnliche Schürze, wie wir deren genug unter unseren nächsten Bekannten wahrnehmen... und gar die gefeiertesten Namenträger, Renomeen der heroischen Vorzeit, z. B. der grosse Pelide Achilles, der tapfere Sohn der Thetis, wie miserabel erscheinen sie hier! Auf der andern Seite konnte auch das Stück nicht für eine Komödie erklärt werden; denn vollströmig floss darin das Blut, und erhaben genug klangen darin die längsten Reden der Weisheit, wie z. B. die Betrachtungen, welche Ulysses über die Nothwendigkeit der Auctoritas anstellt, und die bis auf heutige Stunde die grösste Beherzigung verdienten.

Nein, ein Stück, worin solche Reden gewechselt

werden, das kann keine Komödie seyn, sagten die Kritiker, und noch weniger durften sie annehmen, dass ein armer Schelm, welcher, wie der Turnlehrer Massmann, blutwenig Latein und gar kein Griechisch verstand, so verwegen seyn sollte, die berühmten klassischen Helden zu einem Lustspiele zu gebrauchen!

Nein, Troilus und Cressida ist weder Lustspiel noch Trauerspiel im gewöhnlichen Sinne; dieses Stück gehört nicht zu einer bestimmten Dichtungsart, und noch weniger kann man es mit den vorhandenen Maasstaben messen: es ist Shakspear's eigenthümlichste Schöpfung. Wir können ihre hohe Vortrefflichkeit nur im Allgemeinen anerkennen; zu einer besonderen Beurtheilung bedürften wir jener neuen Aesthetik, die noch nicht geschrieben ist.

Wenn ich nun dieses Drama unter der Rubrik «Tragödien» einregistrire, so will ich dadurch von vorn herein zeigen, wie streng ich es mit solchen Ueberschriften nehme. Mein alter Lehrer der Poetik, im Gymnasium zu Düsseldorf, bemerkte einst sehr scharfsinnig: «Diejenigen Stücke, worin nicht der heitere Geist Thalias, sondern die Schwermuth Melpomenes athmet, gehören in's Gebiet der Tragödie.» Vielleicht trug ich jene umfassende Definizion im Sinne, als ich auf den Gedanken gerieth, Troilus und Cressida unter die Tragödien zu stecken. Und in der That, es herrscht darin eine jauchzende Bitterkeit, eine weltverhöhnende Ironie, wie sie uns nie in den Spielen der komischen Muse begegnete. Es ist weit eher die tragische Göttin,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welche überall in diesem Stücke sichtbar wird, nur dass sie hier einmal lustig thun und Spass machen möchte... Und es ist, als sähen wir Melpomene auf einem Grisettenball den Chahut tanzen, freches Gelächter auf den bleichen Lippen, und den Tod im Herzen.

Cassandra

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

CASSANDRA.

(*TROILUS UND CRESSIDA.*)

Es ist die wahrsagende Tochter des Priamus, welche wir hier im Bildnisse vorführen. Sie trägt im Herzen das schauerliche Vorwissen der Zukunft; sie verkündet den Untergang Ilions, und jetzt, wo Hektor sich waffnet, um mit dem schrecklichen Peliden zu kämpfen, fleht sie und jammert sie... Sie sieht im Geiste schon den geliebten Bruder aus offenen Todeswunden verbluten... Sie fleht und jammert. Vergebens! niemand hört auf ihren Rath, und eben so rettungslos wie das ganze verblendete Volk, sinkt sie in den Abgrund eines dunkeln Schicksals.

Kärgliche und eben nicht sehr bedeutungsvolle Worte widmet Shakspear der schönen Seherin; sie ist bei ihm nur eine gewöhnliche Unglücksprophetin, die mit Wehegeschrei in der verfehmten Stadt umherläuft:

Ihr Auge rollt irre,
Ihr Haar flattert wirre,
Wie Figura zeigt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Liebreicher hat sie unser grosser Schiller in einem seiner schönsten Gedichte gefeiert. Hier klagt sie dem pythischen Gotte mit den schneidensten Jammertönen das Unglück, das er über seine Priesterin verhängt... Ich selber hatte einmal in öffentlicher Schulprüfung jenes Gedicht zu deklamiren, und stecken blieb ich bei den Worten:

Frommt's den Schleier aufzuheben
Wo das nahe Schreckniss droht?
Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.

Helena

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

HELENA.

(*TROILUS UND CRESSIDA.*)

Diese ist die schöne Helena, deren Geschichte ich Euch nicht ganz erzählen und erklären kann; ich müsste denn wirklich mit dem Ey der Leda beginnen.

Ihr Titularvater hiess Tyndarus, aber ihr wirklich geheimer Erzeuger war ein Gott, der in der Gestalt eines Vogels ihre gebenedeiete Mutter befruchtet hatte, wie dergleichen im Alterthum oft geschah. Früh verheirathet ward sie nach Sparta; doch bei ihrer ausserordentlichen Schönheit ist es leicht begreiflich, dass sie dort bald verführt wurde, und ihren Gemahl, den König Meneleus, zum Hahnerei machte.

Meine Damen, wer von Euch sich ganz rein fühlt, werfe den ersten Stein auf die arme Schwester. Ich will damit nicht sagen, dass es keine ganz treuen Frauen geben könne. War doch schon das erste Weib, die berühmte Eva, ein Muster ehelicher Treue. Ohne den leisesten Ehebruchsgedanken, wandelte sie an der Seite ihres Gemahls, des berühmten Adams, der damals der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einzige Mann in der Welt war, und ein Schurzfell von Feigenblättern trug. Nur mit der Schlange konversirte sie gern, aber bloss wegen der schönen französischen Sprache, die sie sich dadurch aneignete, wie sie denn überhaupt nach Bildung strebte. O ihr Evastöchter, ein schönes Beispiel hat Euch Eure Stammmutter hinterlassen!...

Frau Venus, die unsterbliche Göttin aller Wonne, verschaffte dem Prinzen Paris die Gunst der schönen Helena; er verletzte die heilige Sitte des Gastrechts, und entfloh mit seiner holden Beute nach Troja, der sichern Burg... was wir alle ebenfalls unter solchen Umständen gethan hätten. Wir alle, und darunter verstehe ich ganz besonders uns Deutsche, die wir gelehrter sind als andere Völker, und uns von Jugend auf mit den Gesängen des Homers beschäftigen. Die schöne Helena ist unser frühester Liebling, und schon im Knabenalter, wenn wir auf den Schulbänken sitzen, und der Magister uns die schönen griechischen Verse explicirt, wo die trojanischen Greise beim Anblick der Helena in Entzückung gerathen... dann pochen schon die süssesten Gefühle in unserer jungen unerfahrnen Brust... Mit erröthenden Wangen und unsicherer Zunge antworten wir auf die grammatischen Fragen des Magisters... Späterhin, wenn wir älter und ganz gelehrt, und sogar Hexenmeister geworden sind, und den Teufel selbst beschwören können, dann begehren wir von dem dienenden Geiste, dass er uns die schöne Helena von Sparta verschaffe. Ich habe es schon einmal gesagt, der Johannes Faustus ist der wahre Repräsentant der Deutschen, des Volkes,

das im Wissen seine Lust befriedigt, nicht im Leben. Obgleich dieser berühmte Doktor, der Normal-Deutsche, endlich nach Sinnengenuss lechzt und schmachtet, sucht er den Gegenstand der Befriedigung keineswegs auf den blühenden Fluren der Wirklichkeit, sondern im gelehrten Moder der Bücherwelt; und, während ein französischer oder italienischer Nekromant von dem Mephistopheles das schönste Weib der Gegenwart gefordert hätte, begehrt der deutsche Faust ein Weib, welches bereits vor Jahrtausenden gestorben ist, und ihm nur noch als schöner Schatten aus altgriechischen Pergamenten entgegenlächelt, die Helena von Sparta! Wie bedeutsam charakterisirt dieses Verlangen das innerste Wesen des deutschen Volkes!

Eben so kärglich wie die Cassandra, hat Shakspear im vorliegenden Stücke, in Troilus und Cressida, die schöne Helena behandelt. Wir sehen sie nebst Paris auftreten, und mit dem greisen Kuppler Pandarus einige heiter neckende Gespräche wechseln. Sie foppt ihn, und endlich begehrt sie, dass er mit seiner alten meckernden Stimme ein Liebeslied singe. Aber schmerzliche Schatten der Ahnung, die Vorgefühle eines entsetzlichen Ausgangs, beschleichen manchmal ihr leichtfertiges Herz; aus den rosigsten Scherzen recken die Schlangen ihre schwarzen Köpfchen hervor, und sie verräth ihren Gemüthszustand in den Worten:

«Lass uns ein Lied der Liebe hören... diese Liebe wird uns alle zu Grunde richten. O Kupido! Kupido! Kupido!»

Virgilia

Birchini Imp.

Publié à Paris par Delloye.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

VIRGILIA.

(*CORIOLAN.*)

Sie ist das Weib des Coriolan, eine schüchterne Taube, die nicht einmal zu girren wagt in Gegenwart des überstolzen Gatten. Wenn dieser aus dem Felde siegreich zurückkehrt, und alles ihm entgegenjubelt, senkt sie demüthig ihr Antlitz, und der lächelnde Held nennt sie sehr sinnig: «mein holdes Stillschweigen!» In diesem Stillschweigen liegt ihr ganzer Charakter; sie schweigt wie die erröthende Rose, wie die keusche Perle, wie der sehnsüchtige Abendstern, wie das entzückte Menschenherz..... es ist ein volles, kostbares, glühendes Schweigen, das mehr sagt als alle Beredsamkeit, als jeder rhetorische Wortschwall. Sie ist ein verschämt sanftes Weib, und in ihrer zarten Holdseligkeit bildet sie den reinsten Gegensatz zu ihrer Schwieger, der römischen Wölfin Volumnia, die den Wolf Cajus Marcius einst gesäugt mit ihrer eisernen Milch. Ja, letztere ist die wahre Matrone, und aus ihren patrizischen Zitzen sog die junge Brut nichts als wilden Muth, ungestümen Trotz und Verachtung des Volkes.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie ein Held durch solche früh eingezogenen Tugenden und Untugenden die Lorberkrone des Ruhmes erwirbt, dagegen aber die bessere Krone, den bürgerlichen Eichenkranz, einbüsst, und endlich bis zum entsetzlichsten Verbrechen, bis zum Verrath an dem Vaterland, herabsinkend, ganz schmählig untergeht: das zeigt uns Shakspear in dem tragischen Drama, welches «Coriolan» betitelt ist.

Nach Troilus und Cressida, worin unser Dichter seinen Stoff der altgriechischen Heroenzeit entnommen, wende ich mich zu dem Coriolan, weil wir hier sehen, wie er römische Zustände zu behandeln verstand. In diesem Drama schildert er nämlich den Partheikampf der Patrizier und Plebejer im alten Rom.

Ich will nicht geradezu behaupten, dass diese Schilderung in allen Einzelheiten mit den Annalen der römischen Geschichte übereinstimme; aber das Wesen jener Kämpfe hat unser Dichter aufs tiefste begriffen und dargestellt. Wir können solches um so richtiger beurtheilen, da unsere Gegenwart manche Erscheinungen aufweist, die dem betrübsamen Zwiespalte gleichen, welcher einst im alten Rom zwischen den bevorrechteten Patriziern und den herabgewürdigten Plebejern herrschte. Man sollte manchmal glauben, Shakspear sey ein heutiger Dichter, der im heutigen London lebe und unter römischen Masken die jetzigen Tories und Radikalen schildern wolle. Was uns in solcher Meinung noch bestärken könnte, ist die grosse Aehnlichkeit, die sich überhaupt zwischen den alten Römern und heutigen Engländern, und den Staatsmännern beider

Völker, vorfindet. In der That, eine gewisse poesielose Härte, Habsucht, Blutgier, Unermüdlichkeit, Charakterfestigkeit, ist den heutigen Engländern eben so eigen wie den alten Römern, nur dass diese weit mehr Landratten als Wasserratten waren; in der Unliebenswürdigkeit, worin sie beide den höchsten Gipfel erreicht haben, sind sie sich gleich. Die auffallendste Wahlverwandtschaft bemerkt man bei dem Adel beider Völker. Der englische wie der ehemalige römische Edelmann, ist patriotisch: die Vaterlandsliebe hält ihn, trotz aller politischen Rechtsverschiedenheit, mit den Plebejern aufs innigste verbunden, und dieses sympathetische Band bewirkt, dass die englischen Aristokraten und Demokraten, wie einst die römischen, ein ganzes, ein einiges Volk bilden. In andern Ländern, wo der Adel weniger an den Boden, sondern mehr an die Person des Fürsten gefesselt ist, oder gar sich ganz den partikulären Interessen seines Standes hingibt, ist dieses nicht der Fall. Dann finden wir bei dem englischen, wie einst bei dem römischen Adel, das Streben nach Auktoritas, als das Höchste, Ruhmwürdigste, und mittelbar auch Einträglichste; ich sage das mittelbar Einträglichste, da, wie einst in Rom, so jetzt auch in England, die Verwaltung der höchsten Staatsämter nur durch missbrauchten Einfluss und herkömmliche Erpressungen, also mittelbar, bezahlt wird. Jene Aemter sind Zweck der Jugenderziehung in den hohen Familien bei den Engländern, ganz wie einst bei den Römern; und, wie bei diesen, so auch bei jenen, gilt Kriegskunst und Beredsamkeit als die besten Hülfsmittel künftiger Aukto-

ritas. Wie bei den Römern, so auch bei den Engländern, ist die Tradizion des Regierens und des Administrirens das Erbtheil der edlen Geschlechter; und dadurch werden die englischen Tories vielleicht eben so lange unentbehrlich seyn, ja sich eben so lange in Macht erhalten, wie die senatorischen Familien des alten Roms.

Nichts aber ist dem heutigen Zustand in England so ähnlich, wie jene Stimmenbewerbung, die wir im Coriolan geschildert sehen. Mit welchem verbissenen Grimm, mit welcher höhnischen Ironie bettelt der römische Torie um die Wahlstimmen der guten Bürger, die er in der Seele so tief verachtet, deren Zustimmung ihm aber so unentbehrlich ist, um Consul zu werden! Nur dass die meisten englischen Lords, die, statt in Schlachten, nur in Fuchsjagden ihre Wunden erworben haben, und sich von ihren Müttern in der Verstellungskunst besser unterrichten lassen, bei den heutigen Parlamentswahlen ihren Grimm und Hohn nicht so zur Schau tragen, wie der starre Coriolan.

Wie immer, hat Shakspear auch in dem vorliegenden Drama die höchste Unpartheilichkeit ausgeübt. Der Aristokrat hat hier Recht, wenn er seine plebejischen Stimmherrn verachtet; denn er fühlt, dass er selber tapferer im Kriege war, was bei den Römern als höchste Tugend galt. Die armen Stimmherrn, das Volk, haben indessen ebenfalls Recht, sich ihm, trotz dieser Tugend, zu widersetzen; denn er hat nicht undeutlich geäussert, dass er, als Consul, die Brodvertheilungen abschaffen wolle. «Das Brod ist aber das erste Recht des Volks.»

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Portia

(Cenathin des Brutus)

Publié à Paris par Delloye

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

PORTIA.

(*JULIUS CÆSAR.*)

Der Hauptgrund von Cäsar's Popularität war die Grossmuth, womit er das Volk behandelte, und seine Freigebigkeit. Das Volk ahnete in ihm den Begründer jener bessern Tage, die es unter seinen Nachkommen, den Kaisern, erleben sollte; denn diese gewährten dem Volke sein erstes Recht: sie gaben ihm sein tägliches Brod. Gern verzeihen wir den Kaisern die blutigste Willkühr, womit sie einige hundert patrizische Familien behandelten und die Privilegien derselben verspotteten; wir erkennen in ihnen, und mit Dank, die Zerstörer jener Adelsherrschaft, welche dem Volk für die härtesten Dienste nur kärglichen Lohn bewilligte; wir preisen sie als weltliche Heilande, die, erniedrigend die Hohen und erhöhend die Niedrigen, eine bürgerliche Gleichheit einführten. Mag immerhin der Advokat der Vergangenheit, der Patrizier Tacitus, die Privatlaster und Tollheiten der Cäsaren mit dem poetischsten Gifte beschreiben, wir wissen doch von ihnen das Bessere: sie fütterten das Volk.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Cäsar ist es, welcher die römische Aristokratie ihrem Untergang zuführt und den Sieg der Demokratie vorbereitet. Indessen, manche alte Patrizier hegen im Herzen noch den Geist des Republikanismus; sie können die Oberherrschaft eines Einzigen noch nicht vertragen; sie können nicht leben, wo ein Einziger das Haupt über das ihre erhebt, und sey es auch das herrliche Haupt eines Julius Cäsar; und sie wetzen ihre Dolche und tödten ihn.

Demokratie und Königthum stehen sich nicht feindlich gegenüber, wie man fälschlich in unsern Tagen behauptet hat. Die beste Demokratie wird immer diejenige seyn, wo ein Einziger als Inkarnazion des Volkswillens an der Spitze des Staates steht, wie Gott an der Spitze der Weltregierung; unter jenem, dem inkarnirten Volkswillen, wie unter der Majestät Gottes, blüht die sicherste Menschengleichheit, die ächteste Demokratie. Aristokratismus und Republikanismus stehen einander ebenfalls nicht feindlich gegenüber, und das sehen wir am klarsten im vorliegenden Drama, wo sich eben in den hochmüthigsten Aristokraten der Geist des Republikanismus mit seinen schärfsten Charakterzügen ausspricht. Bei Cassius noch weit mehr als bei Brutus, treten uns diese Charakterzüge entgegen. Wir haben nämlich schon längst die Bemerkung gemacht, dass der Geist des Republikanismus in einer gewissen engbrüstigen Eifersucht besteht, die nichts über sich dulden will; in einem gewissen Zwergneid, der allem Emporragenden abhold ist, der nicht einmal die Tugend durch einen Menschen repräsentirt sehen möchte, fürchtend, dass

solcher Tugendrepräsentant seine höhere Persönlichkeit geltend machen könne. Die Republikaner sind daher heut zu Tage bescheidenheitsüchtige Deisten, und sähen gern in den Menschen nur kümmerliche Lehmfiguren, die, gleichgeknetet aus den Händen eines Schöpfers hervorgegangen, sich aller hochmüthigen Auszeichnungslust und ehrgeizigen Prunksucht enthalten sollten. Die englischen Republikaner huldigten einst einem ähnlichen Prinzipe, dem Puritanismus, und dasselbe gilt von den altrömischen Republikanern: sie waren nämlich Stoiker. Wenn man dieses bedenkt, muss man erstaunen, mit welchem Scharfsinn Shakspear den Cassius geschildert hat, namentlich in seinem Gespräche mit Brutus, wenn er hört, wie das Volk den Cäsar, den es zum König erheben möchte, mit Jubelgeschrei begrüsst:

Ich weiss es nicht, wie ihr und andre Menschen
Von diesem Leben denkt; mir, für mich selbst,
Wär' es so lieb, nicht da seyn, als zu leben
In Furcht vor einem Wesen wie ich selbst.
Ich kam wie Cäsar frei zur Welt, so ihr;
Wir nährten uns so gut, wir können Beide,
So gut wie er, des Winters Frost ertragen:
Denn einst, an einem rauhen, stürm'schen Tage,
Als wild die Tiber an ihr Ufer tobte,
Sprach Cäsar zu mir: Wagst du, Cassius, nun
Mit mir zu springen in die zorn'ge Flut,
Und bis dorthin zu schwimmen? — Auf dies Wort,
Bekleidet, wie ich war, stürzt' ich hinein,
Und hiess ihn folgen; wirklich that er's auch.

Der Strom brüllt' auf uns ein, wir schlugen ihn
Mit wackern Sehnen, warfen ihn bei Seit',
Und hemmten ihn mit einer Brust des Trotzes;
Doch eh' wir das erwählte Ziel erreicht,
Rief Cäsar: Hilf mir, Cassius! ich sinke.
Ich, wie Aeneas, unser grosser Ahn,
Aus Trojas Flammen einst auf seinen Schultern
Den alten Vater trug, so aus den Wellen
Zog ich den müden Cäsar. — Und der Mann
Ist nun zum Gott erhöht, und Cassius ist
Ein arm Geschöpf, und muss den Rücken beugen,
Nickt Cäsar nur nachlässig gegen ihn.
Als er in Spanien war, hatt' er ein Fieber,
Und wenn der Schau'r ihn ankam, merkt' ich wohl
Sein Beben: ja, er bebte, dieser Gott!
Das feige Blut der Lippen nahm die Flucht.
Sein Auge, dessen Blick die Welt bedräut,
Verlor den Glanz, und ächzen hört' ich ihn.
Ja, dieser Mund, der horchen hiess die Römer,
Und in ihr Buch einzeichnen seine Reden,
Ach, rief: Titinius! gieb mir zu trinken!
Wie'n krankes Mädchen. Götter! ich erstaune,
Wie nur ein Mann so schwächlicher Natur
Der stolzen Welt den Vorsprung abgewann,
Und nahm die Palm' allein.

Cäsar selber kennt seinen Mann sehr gut, und in einem Gespräche mit Antonius entfallen ihm die tiefsinnigen Worte:

Lasst wohlbeleibte Männer um mich seyn,
Mit glatten Köpfen, und die Nachts gut schlafen:

Der Cassius dort hat einen hohlen Blick;
Er denkt zu viel; die Leute sind gefährlich.
. . . . . .
Wär' er nur fetter! — Zwar ich fürcht' ihn nicht;
Doch wäre Furcht nicht meinem Namen fremd,
Ich kenne Niemand, den ich eher miede,
Als diesen hagern Cassius. Er liest viel;
Er ist ein grosser Prüfer, und durchschaut
Das Thun der Menschen ganz; er liebt kein Spiel,
Wie du, Antonius; hört nicht Musik;
Er lächelt selten, und auf solche Weise,
Als spott er sein, verachte seinen Geist,
Den irgend was zum Lächeln bringen konnte.
Und solche Männer haben nimmer Ruh'
So lang sie jemand grösser sehn als sich;
Das ist es, was sie so gefährlich macht.

Cassius ist Republikaner, und wie wir es oft bei solchen Menschen finden, er hat mehr Sinn für edle Männerfreundschaft als für zarte Frauenliebe. Brutus hingegen opfert sich für die Republik, nicht weil er seiner Natur nach Republikaner, sondern weil er ein Tugendheld ist, und in jener Aufopferung eine höchste Aufgabe der Pflicht sieht. Er ist empfänglich für alle sanften Gefühle, und mit weicher Seele hängt er an seiner Gattin Portia.

Portia, eine Tochter des Cato, ganz Römerin, ist dennoch liebenswürdig, und selbst in den höchsten Aufflügen ihres Heroismus offenbart sie den weiblichsten Sinn und die sinnigste Weiblichkeit. Mit ängstlichen Liebesaugen lauert sie auf jeden Schatten, der über die Stirne ihres Gemahls dahin zieht und seine bekümmerten

Gedanken verräth. Sie will wissen was ihn quält, sie will die Last des Geheimnisses, das seine Seele drückt, mit ihm theilen... Und als sie es endlich weiss, ist sie dennoch ein Weib, unterliegt fast den furchtbaren Besorgnissen, kann sie nicht verbergen und gesteht selber :

Ich habe Mannessinn, doch Weiberohnmacht.
Wie fällt doch ein Geheimniss Weibern schwer !

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Cleopatra

Publié par Delloye Dumié et Cie à Paris.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

CLEOPATRA.

(*ANTONIUS UND CLEOPATRA.*)

Ja, dieses ist die berühmte Königin von Aegypten, welche den Antonius zu Grunde gerichtet hat.

Er wusste es ganz bestimmt, dass er durch dieses Weib seinem Verderben entgegenging, er will sich ihren Zauberfesseln entreissen...

Schnell muss ich fort von hier.

Er flieht... doch nur um desto eher zurückzukehren zu den Fleischtöpfen Aegyptens, zu seiner alten Nilschlange, wie er sie nennt... bald wühlt er sich wieder mit ihr im prächtigen Schlamme zu Alexandrien, und dort, erzählt Octavius :

Dort auf dem Markt auf silberner Tribüne,
Auf goldnen Stühlen, thront er öffentlich
Mit der Cleopatra. Cäsarion sass
Zu ihren Füssen, den man für den Sohn
Von meinem Vater hält; und alle die
Unächten Kinder, die seit jener Zeit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erzeugte ihre Wollust. Ihr verlieh
Aegypten er zum Eigenthum, und machte
Von Niedersyrien, Cyprus, Lydien sie
Zur unumschränkten Königin.

. . . . . .

An dem Ort,
Wo man die öffentlichen Spiele giebt,
Da kündet er als Könige der Kön'ge
Die Söhne; gab Grossmedien, Parthien,
Armenien dem Alexander, wies
Dem Ptolomäus Syrien, Cilicien
Und auch Phönizien an. Sie selbst erschien
Im Schmuck der Göttin Isis diesen Tag,
Und wie man sagt, ertheilte sie vorher
Auf diese Weise oftmals schon Gehör.

Die ägyptische Zauberin hält nicht bloss sein Herz, sondern auch sein Hirn gefangen, und verwirrt sogar sein Feldherrntalent. Statt auf dem festen Lande, wo er geübt im Siegen, liefert er die Schlacht auf der unsichern See, wo seine Tapferkeit sich weniger geltend machen kann; — und dort, wohin das launenhafte Weib ihn durchaus folgen wollte, ergreift sie plötzlich die Flucht nebst allen ihren Schiffen, eben im entscheidenden Momente des Kampfes; — und Antonius, «gleich einem brünst'gen Entrich,» mit ausgespannten Segelflügeln, flieht ihr nach, und lässt Ehre und Glück im Stich. Aber nicht bloss durch die weiblichen Launen Cleopatras erleidet der unglückselige Held die schmählichste Niederlage; späterhin übt sie gegen ihn sogar den schwärzesten Verrath, und lässt, im geheimen Einver-

ständniss mit Octavius, ihre Flotte zum Feinde übergehen... Sie betrügt ihn aufs niederträchtigste, um im Schiffbruche seines Glücks ihre eigenen Güter zu retten, oder gar noch einige grössere Vortheile zu erfischen... Sie treibt ihn in Verzweiflung und Tod durch Arglist und Lüge... Und dennoch bis zum letzten Augenblicke liebt er sie mit ganzem Herzen; ja, nach jedem Verrath, den sie an ihm übte, entlodert seine Liebe um so flammender. Er flucht freilich über ihre jedesmalige Tücke, er kennt alle ihre Gebrechen, und in den rohesten Schimpfreden entladet sich seine bessere Einsicht, und er sagt ihr die bittersten Wahrheiten :

Ehe ich dich kannte, warst du halb verwelkt!
Ha! liess ich desshalb ungedrückt in Rom
Mein Kissen; gab darum die Zeugung auf
Rechtmäss'ger Kinder und von einem Kleinod
Der Frauen, um von der getäuscht zu seyn
Die gern sieht, dass sie Andre unterhalten?

. . . . . .

Du warst von jeher eine Heuchlerin.
Doch werden wir in Missethaten hart,
Dann, — o des Unglücks! — schliessen weise Götter
Die Augen uns; in unsern eigenen Koth
Versenken sie das klare Urtheil; machen,
Dass wir anbeten unsern Wahn und lachen,
Wenn wir hinstolpern ins Verderben.

. . . . . .

Als kalten Bissen auf
Des todten Cäsars Schüssel fand ich dich;
Du warst ein Ueberbleibsel schon des Cnejus

Pompejus; andrer heisser Stunden nicht
Zu denken, die vom allgemeinen Ruf
Nicht aufgezeichnet, du wollüstig dir
Erhaschtest.

Aber wie jener Speer des Achilles, welcher die Wunden, die er schlug, wieder heilen konnte, so kann der Mund des Liebenden mit seinen Küssen auch die tödtlichsten Stiche wieder heilen, womit sein scharfes Wort das Gemüth des Geliebten verletzt hat... Und nach jeder Schändlichkeit, welche die alte Nilschlange gegen den römischen Wolf ausübte, und nach jeder Schimpfrede, die dieser darüber losheulte, züngeln sie beide mit einander um so zärtlicher; noch im Sterben drückt er auf ihre Lippen von so vielen Küssen noch den letzten Kuss...

Aber auch sie, die ägyptische Schlange, wie liebt sie ihren römischen Wolf! Ihre Verräthereien sind nur äusserliche Windungen der bösen Wurmnatur, sie übt dergleichen mehr mechanisch aus angeborner oder angewöhnter Unart... aber in der Tiefe ihrer Seele wohnt die unwandelbarste Liebe für Antonius, sie weiss es selbst nicht, dass diese Liebe so stark ist, sie glaubt manchmal diese Liebe überwinden oder gar mit ihr spielen zu können, und sie irrt sich, und dieser Irrthum wird ihr erst recht klar in dem Augenblick, wo sie den geliebten Mann auf immer verliert, und ihr Schmerz in die erhabenen Worte ausbricht:

Ich träumt: es gab einst einen Feldherrn Mark
Anton! — O einen zweiten, gleichen Schlaf,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Um noch einmal solch einen Mann zu sehn!

. . . . . .

Sein Gesicht
War wie des Himmels Antlitz. D'rinnen stand
Die Sonn' und auch ein Mond und liefen um,
Und leuchteten der Erde kleinem O.

. . . . . ,

Seine Füsse
Beschritten Oceane; sein empor-
Gestreckter Arm umsauste eine Welt;
Der Harmonie der Sphären glich die Stimme,
Wenn sie den Freunden tönte; wenn er meint'
Den Erdkreis zu bezähmen, zu erschüttern,
Wie Donner rasselnd. Seine Güte kannte
Den Winter nie; sie war ein Herbst, der stets
Durch Ernten reicher ward. Delphinen gleich
War sein Ergötzen, die den Rücken ob
Dem Elemente zeigen, das sie hegt.
Es wandelten in seiner Liverei
Der Königs- und der Fürstenkronen viel.
Und Königreich und Inseln fielen ihm
Wie Münzen aus der Tasche.

Diese Cleopatra ist ein Weib. Sie liebt und verräth zu gleicher Zeit. Es ist ein Irrthum zu glauben, dass die Weiber, wenn sie uns verrathen, auch aufgehört haben uns zu lieben. Sie folgen nur ihrer angebornen Natur; und wenn sie auch nicht den verbotenen Kelch leeren wollen, so möchten sie doch manchmal ein bischen nippen, an dem Rande lecken, um wenigstens

zu kosten, wie Gift schmeckt. Nächst Shakspear, in vorliegender Tragödie, hat dieses Phänomen niemand so gut geschildert wie unser alter Abbe Prevost in seinem Romane «Manon de Lescot». Die Intuizion des grössten Dichters stimmt hier überein mit der nüchternen Beobachtung des kühlsten Prosaikers.

Ja, diese Cleopatra ist ein Weib, in der holdseligsten und vermaledeitesten Bedeutung des Wortes! Sie erinnert mich an jenen Ausspruch Lessing's : als Gott das Weib schuf, nahm er den Ton zu fein. Die Ueberzartheit seines Stoffes verträgt sich nun selten mit den Ansprüchen des Lebens. Dieses Geschöpf ist zu gut und zu schlecht für diese Welt. Die lieblichsten Vorzüge werden hier die Ursache der verdriesslichsten Gebrechen. Mit entzückender Wahrheit schildert Shakspear schon gleich beim Auftreten der Cleopatra den bunten flatterhaften Launengeist, der im Kopfe der schönen Königin beständig rumort, nicht selten in den bedenklichsten Fragen und Gelüsten übersprudelt, und vielleicht eben als der letzte Grund von all' ihrem Thun und Lassen zu betrachten ist. Nichts ist charakteristischer als die fünfte Scene des ersten Akts, wo sie von ihrer Kammerjungfer verlangt, dass sie ihr Mandragora zu trinken gebe, damit dieser Schlaftrunk ihr die Zeit ausfülle, während Antonius entfernt. Dann plagt sie der Teufel ihren Kastraten Mardian zu rufen. Er frägt unterthänig, was seine Gebieterin begehre. Singen will ich dich nicht hören, antwortet sie, denn nichts gefällt mir jetzt was Eunuchen eigen ist — aber sage mir : fühlst du denn Leidenschaft?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

CLEOPATRA.

MARDIAN.

Ja, holde Königin!

CLEOPATRA.

In Wahrheit?

MARDIAN.

Nicht in Wahrheit;
Denn nichts vermag ich, als was in der Wahrheit
Mit Anstand kann geschehn, und doch empfind'
Ich heft'ge Triebe, denk' auch oft an das,
Was Mars mit Venus that.

CLEOPATRA.

O Charmian!
Wo glaubst du, ist er jetzt? Steht oder sitzt er?
Geht er umher? besteigt er jetzt sein Ross!
Beglücktes Ross, das seine Last erträgt!
Sei tapfer, Ross! denn, weist du wen du trägst?
Der Erde halben Atlas! Ihn, den Arm,
Den Helm der Menschen! Sprechen wird er oder
Wird murmeln jetzt: Wo ist nun meine Schlange
Des alten Nils? — Denn also nennt er mich.

Soll ich, ohne Furcht vor diffamatorischem Misslächeln, meinen ganzen Gedanken aussprechen, so muss ich ehrlich bekennen: dieses ordnungslose Fühlen und Denken der Cleopatra, welches eine Folge des ordnungslosen, müssigen und beunruhigten Lebenswandels, erinnert mich an eine gewisse Classe verschwenderischer Frauen, deren kostspieliger Haushalt von einer ausserehlichen Freigebigkeit bestritten wird, und die ihre Titulargatten sehr oft mit Liebe und Treue, nicht selten auch mit blosser Liebe, aber immer mit tollen

Launen plagen und beglücken. Und war sie denn im Grunde etwas anders, diese Cleopatra, die wahrlich mit ägyptischen Kroneinkünften nimmermehr ihren unerhörten Luxus bezahlen konnte, und von dem Antonius, ihrem römischen Entreteneur, die erpressten Schätze ganzer Provinzen als Geschenke empfing, und im eigentlichen Sinne des Wortes eine unterhaltene Königin war!

In dem aufgeregten, unstäten, aus lauter Extremen zusammengewürfelten, drückend schwülen Geiste der Cleopatra, wetterleuchtet ein sinnlich wilder, schwefelgelber Witz, der uns mehr erschreckt als ergötzt. Plutarch giebt uns einen Begriff von diesem Witze, der sich mehr in Handlungen als in Worten ausspricht, und schon in der Schule lachte ich mit ganzer Seele über den mystifizirten Antonius, der mit seiner königlichen Geliebten auf den Fischfang ausfuhr, aber an seiner Schnur lauter eingesalzene Fische heraufzog; denn die schlaue Aegypterin hatte heimlich eine Menge Taucher bestellt, welche unter dem Wasser an dem Angelhaken des verliebten Römers jedesmal einen eingesalzenen Fisch zu befestigen wussten. Freilich, unser Lehrer machte bei dieser Anekdote ein sehr ernsthaftes Gesicht, und tadelte nicht wenig den frevelhaften Uebermuth, womit die Königin das Leben ihrer Unterthanen, jener armen Taucher, aufs Spiel setzte, um den besagten Spass auszuführen; unser Lehrer war überhaupt kein Freund der Cleopatra, und er machte uns sehr nachdrücklich darauf aufmerksam, wie sich der Antonius durch dieses Weib seine ganze Staats-Carrière ver-

darb, in häusliche Unannehmlichkeiten verwickelte, und endlich ins Unglück stürzte.

Ja, mein alter Lehrer hatte Recht, es ist äusserst gefährlich, sich mit einer Person, wie die Cleopatra, in ein näheres Verhältniss einzulassen. Ein Held kann dadurch zu Grunde gehen, aber auch nur ein Held. Der lieben Mittelmässigkeit droht hier, wie überall, keine Gefahr.

Wie der Charakter der Cleopatra, so ist auch ihre Stellung eine äusserst witzige. Dieses launische, lustsüchtige, wetterwendische, fieberhaft kokette Weib, diese antike Pariserin, diese Göttin des Lebens, gaukelt und herrscht über Aegypten, dem schweigsam starren Todtenland... Ihr kennt es wohl, jenes Aegypten, jenes geheimnissvolle Mizraim, jenes enge Nilthal, das wie ein Sarg aussieht... Im hohen Schilfe greint das Krokodill oder das ausgesetzte Kind der Offenbarung... Felsentempel mit kolossalen Pfeilern, woran heilige Thierfratzen lehnen, hässlich bunt bemalt... An der Pforte nickt der Hierogliphen-mützige Isismönch... In üppigen Villas halten die Mumien ihre Siesta, und die vergoldete Larve schützt sie vor den Fliegenschwärmen der Verwesung... Wie stumme Gedanken stehen dort die schlanken Obelisken und die plumpen Pyramiden... Im Hintergrund grüssen die Mondberge Aethiopiens, welche die Quellen des Nils verhüllen... Ueberall Tod, Stein und Geheimniss... Und über dieses Land herrschte als Königin die schöne Cleopatra.

Wie witzig ist Gott!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lavinie.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

LAVINIA.

(*TITUS ANDRONIKUS.*)

In «Julius Cäsar» sehen wir die letzten Zuckungen des republikanischen Geistes, der dem Aufkommen der Monarchie vergebens entgegenkämpft; die Republik hat sich überlebt, und Brutus und Cassius können nur den Mann ermorden, der zuerst nach der königlichen Krone greift, keineswegs aber vermögen sie das Königthum zu tödten, das in den Bedürfnissen der Zeit schon tief wurzelt. In Antonius und Cleopatra sehen wir, wie, statt des einen gefallenen Cäsars, drei andre Cäsaren nach der Weltherrschaft die kühnen Hände strecken; die Principienfrage ist gelöst und der Kampf, der zwischen diesen Triumviren ausbricht, ist nur eine Personenfrage : wer soll Imperator seyn, Herr über alle Menschen und Lande? Die Tragödie, betittelt « Titus Andronikus », zeigt uns, da ssauch diese unbeschränkte Alleinherrschaft im römischen Reiche dem Gesetze aller irdischen Erscheinungen folgen, nämlich in Verwesung übergehen musste, und nichts gewährt einen so widerwärtigen Anblick, wie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jene spätern Cäsaren, die dem Wahnsinn und dem Verbrechen der Neronen und Caligulen, noch die windigste Schwächlichkeit hinzufügten. Diesen, den Neronen und Caligulen, schwindelte auf der Höhe ihrer Allmacht; sich erhaben dünkend über alle Menschlichkeit, wurden sie Unmenschen; sich selber für Götter haltend, wurden sie gottlos; ob ihrer Ungeheuerlichkeit aber können wir vor Erstaunen sie kaum mehr nach vernünftigen Maasstaben beurtheilen. Die späteren Cäsaren hingegen sind weit mehr Gegenstände unseres Mitleids, unseres Unwillens, unseres Ekels; es fehlt ihnen die heidnische Selbstvergötterung, der Rausch ihrer alleinigen Majestät, ihrer schauerlichen Unverantwortlichkeit... Sie sind christlich zerknirscht, und der schwarze Beichtiger hat ihnen ins Gewissen geredet, und sie ahnen jetzt, dass sie nur armselige Würmer sind, dass sie von der Gnade einer höhern Gottheit abhängen, und dass sie einst für ihre irdischen Sünden in der Hölle gesotten und gebraten werden.

Obgleich in Titus Andronikus noch dass äussere Gepränge des Heidenthums waltet, so offenbart sich doch in diesem Stück schon der Charakter der spätern christlichen Zeit, und die moralische Verkehrtheit in allen sittlichen und bürgerlichen Dingen ist schon ganz byzantinisch. Dieses Stück gehört sicher zu Schakspear's frühesten Erzeugnissen, obgleich manche Kritiker ihm die Autorschaft streitig machen; es herrscht darin eine Unbarmherzigkeit, eine schneidende Vorliebe für das Hässliche, ein titanisches Hadern mit den göttlichen Mächten, wie wir dergleichen in den Erstlingswerken

der grössten Dichter zu finden pflegen. Der Held, im Gegensatz zu seiner ganzen demoralisirten Umgebung, ist ein ächter Römer, ein Ueberbleibsel aus der alten starren Periode. Ob dergleichen Menschen damals noch existirten? Es ist möglich; denn die Natur liebt es von allen Creaturen, deren Gattung untergeht oder sich transformirt, noch irgend ein Exemplar aufzubewahren, und sei es auch als Versteinerung, wie wir dergleichen auf Bergeshöhen zu finden pflegen. Titus Andronikus ist ein solcher versteinerter Römer, und seine fossile Tugend ist eine wahre Curiosität zur Zeit der spätesten Cäsaren.

Die Schändung und Verstümmelung seiner Tochter Lavinia gehört zu den entsetzlichsten Scenen, die sich bei irgend einem Autor finden. Die Geschichte der Philomele in den Verwandlungen des Ovidius ist lange nicht so schauderhaft; denn der unglücklichen Römerin werden sogar die Hände abgehackt, damit sie nicht die Urheber des grausamsten Bubenstücks verrathen könne. Wie der Vater durch seine starre Männlichkeit, so mahnt die Tochter durch ihre hohe Weibeswürde an die sittlichere Vergangenheit; sie scheut nicht den Tod, sondern die Entehrung, und rührend sind die keuschen Worte, womit sie ihre Feindin, die Kaiserin Tamora, um Schonung anfleht, wenn die Söhne derselben ihren Leib beflecken wollen.

Nur schnellen Tod erfleh' ich! — und noch eins,
Was Weiblichkeit zu nennen mir verweigert:
Entzieh' mich ihrer Wollust, schrecklicher

Als Mord für mich, und wälze meine Leiche
In eine garst'ge Grube, wo kein Auge
Des Mannes jemals meinen Körper sieht.
O, dies erfüll', und sei erbarmensvoll
Als Mörderin!

In dieser jungfräulichen Reinheit bildet Lavinia den vollendeten Gegensatz zu der erwähnten Kaiserin Tamora; hier, wie in den meisten seiner Dramen, stellt Shakspear zwei ganz gemüthsverschiedene weibliche Gestalten neben einander, und veranschaulicht uns ihren Charakter durch den Contrast. Dieses sahen wir schon im Antonius und Cleopatra, wo neben der weissen, kalten, sittlichen, erzprosaischen und häuslichen Octavia unsere gelbe, ungezügelte, eitle und inbrünstige Aegypterin desto plastischer hervortritt.

Aber auch jene Tamora ist eine schöne Figur, und es dünkt mir eine Ungerechtigkeit, dass der englische Grabstichel in gegenwärtiger Gallerie Schakspearscher Frauen ihr Bildniss nicht eingezeichnet hat. Sie ist ein schönes majestätisches Weib, eine bezaubernd imperatorische Gestalt, auf der Stirne das Zeichen der gefallenen Göttlichkeit, in den Augen eine weltverzehrende Wollust, prachtvoll lasterhaft, lechzend nach rothem Blut. Weitblickend milde, wie unser Dichter sich immer zeigt, hat er schon in der ersten Scene, wo Tamora erscheint, alle die Greul, die sie später gegen Titus Andronikus ausübt, im Voraus justifizirt. Denn dieser starre Römer, ungerührt von ihren schmerzlichsten Mutterbitten, lässt ihren geliebten Sohn gleichsam

vor ihren Augen hinrichten; sobald sie nun, in der werbenden Gunst des jungen Kaisers, die Hoffnungsstrahlen einer künftigen Rache erblickt, entringeln sich ihren Lippen die jauchzend finstern Worte :

Ich will es ihnen zeigen, was es heisst,
Wenn eine Königin auf den Strassen knieet,
Und Gnad umsonst erfleht.

Wie ihre Grausamkeit entschuldigt wird durch das erduldete Uebermaas von Qualen, so erscheint die metzenhafte Lüderlichkeit, womit sie sich sogar einem scheusslichen Mohren hingiebt, gewissermassen veredelt durch die romantische Poesie die sich darin ausspricht. Ja, zu den schauerlich süssesten Zaubergemälden der romantischen Poesie, gehört jene Scene, wo während der Jagd die Kaiserin Tamora ihr Gefolge verlassen hat, und ganz allein im Walde mit dem geliebten Mohren zusammentrifft.

Warum so traurig, holder Aaron?
Da doch umher so heiter alles scheint.
Die Vögel singen überall im Busch,
Die Schlange liegt im Sonnenstrahl gerollt,
Das grüne Laub bebt von dem kühlen Hauch,
Und bildet bunte Schatten auf dem Boden.
Im süssen Schatten, Aaron, lass uns sitzen,
Indess die Echo schwatzhaft Hunde äfft,
Und wiederhallt der Hörner hellen Klang,
Als sei die Jagd verdoppelt; — lass uns sitzen,
Und horchen auf das gellende Getöse.

Nach solchem Zweikampf, wie der war, den Dido —
Erzählt man — mit Aeneas einst genoss,
Als glücklich sie ein Sturmwind überfiel,
Und die verschwiegne Grotte sie verbarg,
Lass uns verschlungen beide, Arm in Arm,
Wenn wir die Lust genossen, goldnem Schlaf
Uns überlassen; während Hund und Horn
Und Vögel, mit der süssen Melodie
Uns das sind, was der Amme Lied ist, die
Damit das Kindlein lullt und wiegt zum Schlaf.

Während aber Wollustgluthen aus den Augen der schönen Kaiserin herrvorlodern und über die schwarze Gestalt des Mohren wie lockende Lichter, wie züngelnde Flammen, ihr Spiel treiben, denkt dieser an weit wichtigere Dinge, an die Ausführung der schändlichsten Intriguen, und seine Antwort bildet den schroffsten Gegensatz zu der brünstigen Anrede Tamoras.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Constance

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

CONSTANZE.

(KŒNIG JOHANN.)

Es war am 29ten August des Jahrs 1827 nach Christi Geburt, als ich im Theater zu Berlin, bei der ersten Vorstellung einer neuen Tragödie vom Herrn E. Raupach, allmählig einschlief.

Für das gebildete Publikum, das nicht ins Theater geht und nur die eigentliche Literatur kennt, muss ich hier bemerken, dass benannter Herr Raupach ein sehr nützlicher Mann ist, ein Tragödien - und Komödien - Liferant, welcher die Berliner Bühne jeden Monat mit einem neuen Meisterwerke versieht. Die Berliner Bühne ist eine vortreffliche Anstalt und besonders nützlich für hegelsche Philosophen, welche des Abends von dem harten Tagwerk des Denkens ausruhen wollen. Der Geist erholt sich dort noch weit natürlicher als bei Wisotzki. Man geht ins Theater, streckt sich nachlässig hin auf die samtnen Bänke, lorgnirt die Augen seiner Nachbarinnen, oder die Beine der eben auftretenden Mimin, und wenn die Kerls von Komedianten nicht gar

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu laut schreien, schläft man ruhig ein, wie ich es wirklich gethan, am 29ten August des Jahres 1827 nach Christi Geburt.

Als ich erwachte, war alles dunkel rund um mich her, und bei dem Scheine einer mattflimmernden Lampe erkannte ich, dass ich mich ganz allein im leeren Schauspielhause befand. Ich beschloss den übrigen Theil der Nacht dort zu verbringen, suchte wieder gelinde einzuschlafen, welches mir aber nicht mehr so gut gelang wie einige Stunden vorher, als der Mohnduft der Raupach'schen Verse mir in die Nase stieg; auch störte mich allzusehr das Knispern und Gepiepse der Mäuse. Unfern vom Orchester raschelte eine ganze Mäusecolonie, und da ich nicht bloss Raupach'sche Verse, sondern auch die Sprache aller übrigen Thiere verstehe, so erlauschte ich ganz unwillkührlich die Gespräche jener Mäuse. Sie sprachen über Gegenstände, die ein denkendes Geschöpf am meisten interessiren müssen : über die letzten Gründe aller Erscheinungen, über das Wesen der Dinge an und für sich, über Schicksal und Freiheit des Willens, über die grosse Raupach'sche Tragödie, die sich kurz vorher mit allen möglichen Schrecknissen vor ihren eignen Augen entfaltet, entwickelt und geendigt hatte.

Ihr jungen Leute, sprach langsam ein alter Mauserich, Ihr habt nur ein einziges Stück oder nur wenige solcher Stücke gesehen, ich aber bin ein Greis, und habe deren schon sehr viele erlebt und sie alle mit Aufmerksamkeit betrachtet. Da habe ich nun gefunden, dass sie sich im Wesen alle ähnlich, dass sie fast nur Variazionen des-

selben Themas sind, dass manchmal ganz dieselben Expositionen, Verwicklungen und Catastrophen vorkommen. Es sind immer dieselben Menschen und dieselben Leidenschaften, welche nur Costume und Redefiguren wechseln. Da sind immer dieselben Beweggründe des Handelns, Liebe oder Hass, oder Ehrgeitz, oder Eifersucht, der Held mag nun eine römische Toga oder einen altdeutschen Harnisch, einen Turban oder einen Filz tragen, sich antik oder romantisch gebährden, einfach oder geblümt, in schlechten Jamben oder in noch schlechtern Trochäen sprechen. Die ganze Geschichte der Menschheit, die man gern in verschiedene Stücke, Akte und Auftritte eintheilen möchte, ist doch immer eine und dieselbe Geschichte; es ist eine nur maskirte Wiederkehr derselben Naturen und Ereignisse, ein organischer Kreislauf, der immer von vorne wieder anfängt; und wenn man das einmal gemerkt hat, so ärgert man sich nicht mehr über das Böse, man freut sich auch nicht mehr allzustark über das Gute, man lächelt über die Narrheit jener Heroen, die sich aufopfern für die Veredlung und Beglückung des Menschengeschlechts; man amüsirt sich mit weiser Gelassenheit.

Ein kicherendes Stimmchen, welches einem kleinen Spitzmäuschen zu gehören schien, bemerkte dagegen mit grosser Hast : Auch ich habe Beobachtungen angestellt, und nicht bloss von einem einzigen Standpunkte aus, ich habe mir keine springende Mühe verdriessen lassen, ich verliess das Parterre und betrachtete mir die Dinge hinter den Culissen, und da habe ich gar befremdliche Entdeckungen gemacht. Dieser Held, den Ihr eben be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wundert, der ist gar kein Held; denn ich sah, wie ein junger Bursch ihn einen besoffenen Schlingel nannte, und ihm diverse Fusstritte gab, die er ruhig einsteckte. Jene tugendhafte Prinzessin, die sich für ihre Tugend aufzuopfern schien, ist weder eine Prinzessin noch tugendhaft; ich habe gesehen, wie sie aus einem Porzellantöpfchen rothe Farbe genommen, ihre Wangen damit angestrichen, und dieses galt nachher für Schamröthe; am Ende sogar warf sie sich gähnend in die Arme eines Gardeleutnants, der ihr auf Ehre versicherte, dass sie auf seiner Stube einen juten Häringsalat nebst einem Glase Punsch finden würde. Was Ihr für Donner und Blitz gehalten habt, das ist nur das Rollen einiger Blechwalzen und das Verbrennen einiger Loth gestossenen Colophoniums. Aber gar jener dicke ehrliche Bürger, der lauter Uneigennützigkeit und Grossmuth zu seyn schien, der zankte sich sehr geldgierig mit einem dünnen Menschen, den er Herr Generalintendant titulirte, und von dem er einige Thaler Zulage verlangte. Ja, ich habe alles mit eigenen Augen gesehen, und mit eigenen Ohren gehört; all das Grosse und Edle, das uns hier voragirt wurde, ist Lug und Trug; Eigennutz und Selbstsucht sind die geheimen Triebfedern aller Handlungen, und ein vernünftiges Wesen lässt sich nicht täuschen durch den Schein.

Hiergegen aber erhob sich eine seufzende, weinerliche Stimme, die mir schier bekannt dünkte, obgleich ich dennoch nicht wusste, ob sie einer männlichen oder weiblichen Maus gehörte. Sie begann mit einer Klage über die Frivolität des Zeitalters, jammerte über Un-

glauben und Zweifelsucht, und betheuerte viel von ihrer Liebe im Allgemeinen. Ich liebe Euch, seufzte sie, und ich sage Euch die Wahrheit. Die Wahrheit aber offenbarte sich mir durch die Gnade in einer geweiheten Stunde. Ich schlich ebenfalls umher, die letzten Gründe der bunten Begebenheiten, die auf dieser Bühne vorüberzogen, zu enträthseln und zu gleicher Zeit auch wohl ein Brodkrümchen zu finden, um meinen leiblichen Hunger zu stillen; denn ich liebe Euch. Da entdeckte ich plötzlich ein ziemlich geräumiges Loch oder vielmehr einen Kasten, worin zusammengekauert ein dünnes, graues Männchen sass, welches eine Rolle Papier in der Hand hielt, und mit monotoner leiser Stimme alle die Reden ruhig vor sich hin sprach, welche oben auf der Bühne so laut und leidenschaftlich deklamirt wurden. Ein mystischer Schauer zog über mein Fell, trotz meiner Unwürdigkeit war ich doch begnadigt worden, das Allerheiligste zu erschauen, ich befand mich in der seligen Nähe des geheimnissvollen Urwesens, des reinen Geistes, welcher mit seinem Willen die Körperwelt regiert, mit seinem Wort sie schafft, mit dem Worte sie belebt, mit dem Worte sie vernichtet; denn die Helden auf der Bühne, die ich noch kurz vorher so stark bewundert, ich sah, dass sie nur dann mit Sicherheit redeten, wenn sie Sein Wort ganz gläubig nachsprachen, dass sie hingegen ängstlich stammelten und stotterten, wenn sie sich stolz von Ihm entfernt, und Seine Stimmen nicht vernommen hatten : Alles, sah ich, war nur abhängige Creatur von Ihm, Er war der Alleinselbstständige in Seinem allerheiligsten Kasten. An jeder Seite

seines Kastens erglühten die geheimnissvollen Lampen, erklangen die Violinen und tönten die Flöten, um Ihn her war Licht und Musik, Er schwamm in harmonischen Strahlen und strahlenden Harmonien...

Doch diese Rede ward am Ende so näselnd und weinerlich wispernd, dass ich wenig mehr davon verstehen konnte; nur mitunter hörte ich die Worte: Hüte mich vor Katzen und Mausefallen, — gieb mir mein täglich Brosämchen, — ich liebe Euch — In Ewigkeit Amen. —

Durch Mittheilung dieses Traums möchte ich meine Ansicht über die verschiedenen philosophischen Standpunkte von woaus man die Weltgeschichte zu beurtheilen pflegt, meine Gedanken verrathen, zugleich andeutend, warum ich diese leichten Blätter mit keiner eigentlichen Philosophie der englischen Geschichte befrachte.

Ich will ja überhaupt die dramatischen Gedichte, worin Schakspear die grossen Begebenheiten der englischen Historie verherrlicht hat, nicht dogmatisch erläutern, sondern nur die Bildnisse der Frauen, die aus jenen Dichtungen hervorblühen, mit einigen Wortarabesken verzieren. Da in diesen englischen Geschichtsdramen die Frauen nichts weniger als die Hauptrollen spielen, und der Dichter sie nie auftreten lässt, um, wie in andern Stücken, weibliche Gestalten und Chraktere zu schildern, sondern vielmehr, weil die darzustellende Historie ihre Einmischung erforderte: so werde ich auch desto kärglicher von ihnen reden.

Constanze beginnt den Reihen, und zwar mit

schmerzlichen Geberden. Wie die *Mater dolorosa* trägt sie ihr Kind auf dem Arme...

> Das arme Kind, durch welches alles gebüsst wird
> Was die Seinigen verschuldet.

Auf der Berliner Bühne sah ich einst diese trauernde Königin ganz vortrefflich dargestellt von der ehemaligen Madame Stich. Minder brilliant war die gute Maria Luise, welche zur Zeit der Invasion auf dem französischen Hoftheater die Königin Constanze spielte. Indessen kläglich über alle Maassen zeigte sich in dieser Rolle eine gewisse Madame Caroline, welche sich vor einigen Jahren in der Provinz, besonders in der Vendée, herumtrieb; es fehlte ihr nicht an Talent und Passion, aber sie hatte einen zu dicken Bauch, was einer Schauspielerin immer schadet, wenn sie heroische Königswittwen tragiren soll. —

Lady Percy

Publié à Paris par Delloye

LADY PERCY.

(*HEINRICH IV.*)

Ich träumte mir ihr Gesicht und überhaupt ihre Gestalt minder vollfleischig als sie hier konterfeyt ist. Vielleicht aber kontrastiren die scharfen Züge und die schlanke Taille, die man in ihren Worten wahrnimmt, und welche ihre geistige Physionomie offenbaren, desto interessanter mit ihrer wohlgerundeten äussern Bildung. Sie ist heiter, herzlich und gesund an Leib und Seele. Prinz Heinrich möchte uns gern diese liebliche Gestalt verleiden, und parodirt sie und ihren Percy :

« Ich bin noch nicht in Percys Stimmung, dem Heissporn des Nordens, der euch sechs bis sieben Dutzend Schotten zum Frühstück umbringt, sich die Hände wäscht und zu seiner Frau sagt : « Pfui, über diess stille Leben! Ich muss zu thun haben. » — « O mein Herzens-Heinrich, » sagt sie, « wie viele hast du heute umgebracht? » — « Gebt meinem Schecken zu saufen, »

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und eine Stunde drauf antwortet er : « Ein Stücker vierzehn; Bagatell! Bagatell! »

Wie kurz, so entzückend ist die Scene, wo wir den wirklichen Haushalt des Percy und seiner Frau sehen, wo diese den brausenden Helden mit den kecksten Liebesworten zügelt :

Komm, komm, du Papagei! antworte mir
Gerade zu auf das, was ich dich frage.
Ich breche dir den kleinen Finger, Heinrich,
Willst du mir nicht die ganze Wahrheit sagen.

PERCY.

Fort! fort!
Du Tändlerin! — Lieben? — ich lieb dich nicht,
Ich frage nicht nach dir. Ist diess 'ne Welt
Zum Puppenspielen, und mit Lippen fechten?
Nein, jetzo muss es blut'ge Nasen geben,
Zerbrochne Kronen, die wir doch im Handel
Für voll anbringen. — Alle Welt, mein Pferd!
Was sagst du, Käthchen? wolltest du mir was?

LADY PERCY.

Ihr liebt mich nicht? ihr liebt mich wirklich nicht?
Gut, lasst es nur; denn, weil ihr mich nicht liebt,
Lieb' ich mich selbst nicht mehr. Ihr liebt mich nicht?
Nein, sagt mir, ob das Scherz ist oder Ernst?

PERCY.

Komm, willst mich reiten sehn?
Wenn ich zu Pferde bin, so will ich schwören,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ich liebe dich unendlich. Doch höre, Käthchen :
Du musst mich ferner nicht mit Fragen quälen,
Wohin ich geh', noch rathen, was es soll.
Wohin ich muss, muss ich : und kurz zu seyn,
Heut' Abend muss ich von dir, liebes Käthchen.
Ich kenne dich als weise, doch nicht weiser,
Als Heinrich Percy's Frau; standhaft bist du,
Jedoch ein Weib, und an Verschwiegenheit
Ist keine besser : denn ich glaube sicher,
Du wirst nicht sagen, was du selbst nicht weist,
Und so weit, liebes Käthchen, trau ich dir.

Prinzessinn Katharina.

Publié à Paris par R. Hoyer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

PRINZESSIN CATHARINA.

(*HEINRICH V.*)

Hat Shakspear wirklich die Scene geschrieben, wo die Prinzessin Catharina Unterricht in der englischen Sprache nimmt, und sind überhaupt von ihm alle jene französichen Redensarten, womit sie John Bull ergötzt? Ich zweifle. Unser Dichter hätte dieselben komischen Effekte mittelst eines englischen Jargons hervorbringen können, um so mehr da die englische Sprache die Eigenschaft besitzt, dass sie, ohne von den Regeln der Grammatik abzuweichen, durch blosse Anwendung romanischer Worte und Constructionen, eine gewisse französische Geistesrichtung hervortreten lassen kann. In ähnlicher Weise könnte ein englischer Schauspieldichter eine gewisse germanische Sinnesart andeuten, wenn er sich nur altsächsischer Ausdrücke und Wendungen bedienen wollte. Denn die englische Sprache besteht aus zwei heterogenen Elementen, dem romanischen und dem germanischen Element, die, nur zusam-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mengedrückt, nicht zu einem organischen Ganzen vermischt sind; und sie fallen leicht auseinander, und alsdann weiss man doch nicht genau zu bestimmen, auf welcher Seite sich das legitime Englisch befindet. Man vergleiche nur die Sprache des Doctor Johnson oder Adisson's mit der Sprache Byron's oder Cobbet's. Shakspear hätte wahrlich nicht nöthig gehabt die Prinzessin Catharina französisch sprechen zu lassen.

Dieses führt mich zu einer Bemerkung, die ich schon an einem andern Orte aussprach. Es ist nämlich ein Mangel in den geschichtlichen Dramen von Shakspear, dass er den normannisch französischen Geist des hohen Adels nicht mit dem sächsisch brittischen Geist des Volks, durch eigenthümlichere Sprachformen contrastiren lässt. Walter Scott that dieses in seinen Romanen, und erreichte dadurch seine farbigsten Effekte. —

Der Künstler der uns zu dieser Gallerie das Conterfey der französischen Prinzessin geliefert, hat ihr, wahrscheinlich aus englischer Maliçe, weniger schöne als drollige Züge geliehen. Sie hat hier ein wahres Vogelgesicht, und die Augen sehen aus wie geborgt. Sind es etwa Papageienfedern, die sie auf dem Haupte trägt, und soll damit ihre nachplappernde Gelehrigkeit angedeutet werden? Sie hat kleine, weisse, neugierige Hände. Eitel Putzliebe und Gefallsucht ist ihr ganzes Wesen, und sie weiss mit dem Fächer allerliebst zu spielen. Ich wette ihre Füsschen kokettiren mit dem Boden worauf sie wandeln.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Johanna von Ark

Publié à Paris par Dellove

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

JOHANNA D'ARC.

(*HEINRICH VI, ERSTER THEIL.*)

Heil Dir grosser deutscher Schiller, der Du das hohe Standbild wieder glorreich gesäubert hast von dem schmutzigen Witze Voltaires, und den schwarzen Flecken, die ihm sogar Shakspear angedichtet... Ja, war es brittischer Nazionalhass oder mittelalterlicher Aberglaube, was seinen Geist umnebelte, unser Dichter hat das heldenmüthige Mädchen als eine Hexe dargestellt, die mit den dunkeln Mächten der Hölle verbündet ist. Er lässt die Dämonen der Unterwelt von ihr beschwören, und gerechtfertigt wird durch solche Annahme ihre grausame Hinrichtung.—Ein tiefer Unmuth erfasst mich jedesmal, wenn ich zu Rouen über den kleinen Marktplatz wandle, wo man die Jungfrau verbrannte und eine schlechte Statue diese schlechte That verewigt. Qualvoll tödten! das war also schon damals Eure Handlungsweise gegen überwundene Feinde! Nächst dem Felsen von St. Helena, giebt der erwähnte Marktplatz von Rouen, das empörendste Zeugniss von der Grossmuth der Engländer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ja, auch Shakspear hat sich an der Pücelle versündigt, und wo nicht mit entschiedener Feindschaft, behandelt er sie doch unfreundlich und lieblos, die edle Jungfrau, die ihr Vaterland befreite! Und hätte sie es auch mit der Hülfe der Hölle gethan, sie verdiente dennoch Ehrfurcht und Bewunderung!

Oder haben die Kritiker Recht, welche dem Stücke, worin die Pücelle auftritt, wie auch dem zweiten und dritten Theile Heinrichs VI, die Autorschaft des grossen Dichters absprechen? Sie behaupten, diese Trilogie gehöre zu den ältern Dramen, die er nur bearbeitet habe. Ich möchte gern, der Jungfrau von Orleans wegen, einer solchen Annahme beipflichten. Aber die vorgebrachten Argumente sind nicht haltbar. Diese bestrittenen Dramen tragen in manchen Stellen allzu sehr das Vollgepräge des Shakspear'schen Geistes.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Margaretha

Publié par Delloye Desmé et Cie à Paris.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

MARGARETHA.

(KŒNIG HEINRICH VI, ERSTER THEIL.)

Hier sehen wir die schöne Tochter des Grafen Reignier noch als Mädchen. Suffolk tritt auf und führt sie vor als Gefangene, doch ehe er sich dessen versieht, hat sie ihn selber gefesselt. Er mahnt uns ganz an den Rekruten, der, von einem Wachtposten aus, seinem Hauptmann entgegenschrie : « Ich habe einen Gefangenen gemacht. » — « So bringt ihn zu mir her, » antwortete der Hauptmann. « Ich kann nicht, » erwiederte der arme Rekrut, « denn mein Gefangener lässt mich nicht mehr los. »

Suffolk spricht :

Sei nicht beleidigt, Wunder der Natur!
Von mir gefangen werden ist dein Loos.
So schützt der Schwan die flaumbedeckten Schwänlein,
Mit seinen Flügeln sie gefangen haltend :
Allein, sobald dich kränkt die Sklaverei,
So geh', und sei als Suffolk's Freundin frei.

(Sie wendet sich weg, als wollte sie gehn.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

O bleib! Mir fehlt die Kraft sie zu entlassen,
Befrei'n will sie die Hand, das Herz sagt Nein.
Wie auf krystall'nem Strom die Sonne spielt,
Und blinkt mit zweitem nachgeahmten Strahl,
So scheint die lichte Schönheit meinen Augen;
Ich würde gern, doch wag' ich nicht zu reden;
Ich fodre Dint' und Feder, ihr zu schreiben.
Pfui, De la Poole! entherze dich nicht selbst.
Hast keine Zung'? ist sie nicht dort?
Verzagst du vor dem Anblick eines Weibs?
Ach ja! der Schönheit hohe Majestät
Verwirrt die Zung', und macht die Sinne wüst.

MARGARETHA.

Sag', Graf von Suffolk (wenn du so dich nennst),
Was gilt's zur Lösung eh' du mich entlässest?
Denn wie ich seh', bin ich bei dir Gefangne.

SUFFOLK (*beiseit*).

Wie weisst du, ob sie deine Bitte weigert,
Eh' du um ihre Liebe dich versucht?

MARGARETHA.

Du sprichst nicht: was für Lösung muss ich zahlen?

SUFFOLK (*beiseit*).

Ja, sie ist schön, drum muss man um sie werben;
Sie ist ein Weib, drum kann man sie gewinnen.

Er findet endlich das beste Mittel die Gefangene zu behalten, indem er sie seinem Könige anvermählt, und zugleich ihr öffentlicher Unterthan und ihr heimlicher Liebhaber wird.

Ist dieses Verhältniss zwischen Margarethen und Suffolk in der Geschichte begründet? Ich weiss nicht. Aber Shakspear's divinatorisches Auge sieht oft Dinge, wovon die Chronik nichts meldet, und die dennoch wahr sind. Er kennt sogar jene flüchtigen Träume der Vergangenheit, die Clio aufzuzeichnen vergass. Bleiben vielleicht auf dem Schauplatz der Begebenheiten allerlei bunte Abbilder derselben zurück, die nicht wie gewöhnliche Schatten mit den wirklichen Erscheinungen verschwinden, sondern gespenstisch haften bleiben am Boden, unbemerkt von den gewöhnlichen Werkeltagsmenschen, die ahnunglos darüber hin ihre Geschäfte treiben, aber manchmal ganz Farben-und Formenbestimmt sichtbar werdend, für das sehende Auge jener Sontagskinder, die wir Dichter nennen?

Die Königinn Margaretha.

Publié à Paris par Delloye

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

KŒNIGIN MARGARETHA.

(*HEINRICH VI, ZWEITER UND DRITTER THEIL.*)

In diesem Bildniss sehen wir dieselbe Margaretha als Königin, als Gemahlin des sechsten Heinrichs. Die Knospe hat sich entfaltet, sie ist jetzt eine vollblühende Rose; aber ein widerlicher Wurm liegt darin verborgen. Sie ist ein hartes, frevelhaftes Weib geworden. Beispiellos grausam in der wirklichen wie in der gedichdeten Welt ist die Scene, wo sie dem weinenden York das grässliche, in dem Blute seines Sohnes getauchte Tuch überreicht, und ihn verhöhnt, dass er seine Thränen damit trocknen möge. Entsetztlich sind ihre Worte :

Sieh', York! dies Tuch befleckt' ich mit dem Blut,
Das mit geschärftem Stahl der tapfre Clifford
Hervor liess strömen aus des Knaben Busen;
Und kann dein Aug' um seinen Tod sich feuchten,
So geb' ich dir's, die Wangen abzutrocknen.
Ach, armer York! hasst' ich nicht tödlich dich,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So würd' ich deinen Jammerstand beklagen.
So gräm' dich doch, mich zu belust'gen, York!
Wie? dörrte so das feur'ge Herz dein Inn'res,
Dass keine Thräne fällt um Rutlands Tod?
Warum geduldig, Mann? Du solltest rasen;
Ich höhne dich, um rasend dich zu machen.
Stampf', tob' und knirsch', damit ich sing' und tanze!

Hätte der Künstler, welcher die schöne Margaretha für diese Gallerie zeichnete, ihr Bildniss mit noch weiter geöffneten Lippen dargestellt, so würden wir bemerken, dass sie spitzige Zähne hat, wie ein Raubthier.

In einem folgenden Drama, in Richard III, erscheint sie auch physisch scheusslich, denn die Zeit hat ihr alsdann die spitzigen Zähne ausgebrochen, sie kann nicht mehr beissen, sondern nur noch fluchen, und als ein gespenstisch altes Weib wandelt sie durch die Königsgemächer, und das zahnlose böse Maul murmelt Unheilreden und Verwünschungen.

Durch ihre Liebe für Suffolk, den wilden Suffolk, weiss uns Shakspear sogar für dieses Unweib einige Rührung abzugewinnen. Wie verbrecherisch auch diese Liebe ist, so dürfen wir derselben dennoch weder Wahrheit noch Innigkeit absprechen. Wie entzückend schön ist das Abschiedsgespräch der beiden Liebenden! Welche Zärtlichkeit in den Worten Margarethens:

Ach! rede nicht mit mir! gleich eile fort! —
O, geh noch nicht! So herzen sich und küssen
Verdammte Freund', und scheiden tausendmal,

Vor Trennung hundertmal so bang als Tod.
Doch nun fahr' wohl! fahr' wohl mit dir mein Leben!

Hierauf antwortet Suffolk:

Mich kümmert nicht das Land, wärst du von hinnen;
Volkreich genug ist eine Wüsteney,
Hat Suffolk deine himmlische Gesellschaft:
Denn wo du bist, da ist die Welt ja selbst,
Mit all' und jeden Freuden in der Welt;
Und wo du nicht bist, Oede nur und Trauer.

Wenn späterhin Margaretha, das blutige Haupt des Geliebten in der Hand tragend, ihre wildeste Verzweiflung ausjammert, mahnt sie uns an die furchtbare Chrimhilde des Nibelungenlieds. Welche gepanzerte Schmerzen, woran alle Trostworte ohnmächtig abgleiten!

Ich habe bereits im Eingange angedeutet, dass ich in Beziehung auf Schakspears Dramen aus der englischen Geschichte mich aller historischen und philosophischen Betrachtungen enthalten werde. Das Thema jener Dramen ist noch immer nicht ganz abgehandelt, so lange der Kampf der modernen Industrie-Bedürfnisse mit den Resten des mittelalterlichen Feudalwesens unter allerlei Transformazionen fortdauert. Hier ist es nicht so leicht, wie bei den römischen Dramen, ein entschiedenes Urtheil auszusprechen, und jede starke Freimüthigkeit könnte einer

misslichen Aufnahme begegnen. Nur eine Bemerkung kann ich hier nicht zurückweisen.

Es ist mir nemlich unbegreiflich, wie einige deutsche Commentatoren ganz bestimmt für die Engländer Parthei nehmen, wenn sie von jenen französichen Kriegen reden, die in den historischen Dramen des Shakspears dargestellt werden. Wahrlich, in jenen Kriegen war weder das Recht, noch die Poesie auf Seiten der Engländer, die eines Theils unter nichtigen Successionsvorwänden die roheste Plünderungslust verbargen, anderen Theils nur im Solde gemeiner Krämerinteresse sich herumschlugen... ganz wie zu unserer eignen Zeit, nur dass es sich im neunzehnten Jahrhundert mehr um Caffe und Zucker, hingegen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert mehr um Schafswolle handelte.

Michelet, in seiner französischen Geschichte, dem genialen Buche, bemerkt ganz richtig :

«Das Geheimniss der Schlachten von Crecy, von Poitiers u. s. w. befindet sich im Comptoir der Kaufleute von London, von Bourdeaux, von Bruges. — — — —

«Wolle und Fleisch begründeten das ursprüngliche England und die englische Raçe. Bevor England für die ganze Welt eine grosse Baumvollespinnei und Eisenmanufaktur wurde, war es eine Fleischfabrik. Von jeher trieb dieses Volk vorzugsweise Viehzucht und nährte sich von Fleischspeisen. Daher diese Frische des Teints, diese Kraft, diese (kurznasige und hinterkopflose) Schönheit. — Man erlaube mir bei dieser Gelegenheit eines persönlichen Eindrucks zu erwähnen :

«Ich hatte London und einen grossen Theil Englands

und Schottlands gesehen; ich hatte mehr angestaunt als begriffen. Erst auf meiner Rückreise, als ich von York nach Manchester ging, die Insel in ihrer Breite durchschneidend, empfing ich eine wahrhafte Anschauung Englands. Es war eines Morgens, bei feuchtem Nebel; das Land erschien mir nicht bloss umgeben, sondern überschwemmt vom Ocean. Eine bleiche Sonne färbte kaum die Hälfte der Landschaft. Die neuen ziegelrothen Häuser hätten allzu schroff gegen die saftig grünen Rasen abgestochen, wären diese schreienden Farben nicht von den flatternden Seenebeln gedämpft worden. Fette Weidenplätze, bedeckt mit Schafen, und überragt von den flammenden Schornsteinen der Fabriköfen. Viehzucht, Ackerbau, Industrie, alles war in diesem kleinen Raume zusammengedrängt, eins über das andre, eins das andre ernährend; das Gras lebte vom Nebel, das Schaf vom Grase, der Mensch von Blut.

«Der Mensch, in diesem verzehrenden Clima, wo er immer von Hunger geplagt ist, kann nur durch Arbeit sein Leben fristen. Die Natur zwingt ihn dazu. Aber er weiss sich an ihr zu rächen; er lässt sie selber arbeiten; er unterjocht sie durch Eisen und Feuer. Ganz England keucht von diesem Kampfe. Der Mensch ist dort wie erzürnt, wie ausser sich. Seht dieses rothe Gesicht, dieses irrglänzende Auge... Man könnte leicht glauben, er sei trunken. Aber sein Kopf und seine Hand sind fest und sicher. Er ist nur trunken von Blut und Kraft. Er behandelt sich selbst wie eine Dampfmaschiene, welche er bis zum Uebermass mit Nahrung vollstopft, um so viel Thätigkeit und

Schnelligkeit als nur irgend möglich daraus zu gewinnen.

« Im Mittelalter war der Engländer ungefähr was er jetzt ist : zu stark genährt, angetrieben zum Handeln, und kriegerisch in Ermanglung einer industriellen Beschäftigung.

« England, obgleich Ackerbau und Viehzucht treibend, fabrizirte noch nicht. Die Engländer lieferten den rohen Stoff; Andere wussten ihn zu bearbeiten. Die Wolle war auf der einen Seite des Kanals, der Arbeiter war auf der andern Seite. Während die Fürsten stritten und haderten, lebten doch die englischen Viehhändler und die flämischen Tuchfabrikanten in bester Einigkeit, im unzerstörbarsten Bündniss. Die Franzosen, welche dieses Bündniss brechen wollten, mussten dieses Beginnen mit einem hundertjährigen Kriege büssen. Die englischen Könige wollten zwar die Eroberung Frankreichs, aber das Volk verlangte nur Freiheit des Handels, freie Einfuhrplätze, freien Markt für die englische Wolle. Versammelt um einen grossen Wollsack, hielten die Communen Rath über die Forderungen des Königs, und bewilligten ihm gern hinlängliche Hülfsgelder und Armeen.

« Eine solche Mischung von Industrie und Chevallerie verleiht dieser ganzen Geschichte ein wunderliches Ansehen. Jener Eduard, welcher auf der Tafelrunde einen stolzen Eid geschworen hat, Frankreich zu erobern, jene gravitätisch närrischen Ritter, welche in Folge ihres Gelübdes ein Auge mit rothem Tuch bedeckt tragen, sie sind doch keine so grossen Narren, als dass sie auf

eigne Kosten ins Feld zögen. Die fromme Einfalt der Kreuzfahrten ist nicht mehr an der Zeit. Diese Ritter sind im Grunde doch nichts anders als käufliche Söldner, als bezahlte Handelsagenten, als bewaffnete Commis-Voyageurs der Londoner und Ganter Kaufleute. Eduard selbst muss sich sehr verbürgern, muss allen Stolz ablegen, muss den Beifall der Tuchhändler- und Webergilde erschmeichlen, muss seinem Gevatter, dem Bierbrauer Artevelde, die Hand reichen, muss auf den Schreibtisch eines Viehhändlers steigen, um das Volk anzureden.

« Die englischen Tragödien des vierzehnten Jahrhunderts haben sehr komische Parthien. In den nobelsten Rittern steckte immer etwas Falstaff. In Frankreich, in Italien, in Spanien, in den schönen Ländern des Südens, zeigen sich die Engländer eben so gefrässig wie tapfer. Das ist Herkules der Ochsenverschlinger. Sie kommen, im wahren Sinne des Wortes, um das Land aufzufressen. Aber das Land übt Wiedervergeltung, und besiegt sie durch seine Früchte und Weine. Ihre Fürsten und Armeen übernehmen sich in Speis und Trank, und sterben an Indigestionen und Dyssentrie. »

Mit diesen gedungenen Frasshelden vergleiche man die Franzosen, das mässigste Volk, das weniger durch seine Weine berauscht wird, als vielmehr durch seinen angebornen Enthusiasmus. Letzterer war immer die Ursache ihrer Missgeschicke, und so sehen wir schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, wie sie im Kampfe mit den Engländern eben durch ihr Uebermass

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von Ritterlichkeit unterliegen mussten. Das was bei Crecy, wo die Franzosen schöner erscheinen durch ihre Niederlage, als die Engländer durch ihren Sieg, den sie in unritterlicher Weise, durch Fussvolk erfochten... Bisher war der Krieg nur ein grosses Turnier von ebenbürtigen Reutern; aber bei Crecy wird diese romantische Cavalerie, diese Poesie, schmählig niedergeschossen von der modernen Infanterie, von der Prosa in strengstilisirter Schlachtordnung, ja, hier kommen sogar die Kanonen zum Vorschein... Der greise Böhmenkönig, welcher, blind und alt, als ein Vasall Frankreichs dieser Schlacht beiwohnte, merkte wohl, dass eine neue Zeit beginne, dass es mit dem Ritterthum zu Ende sei, dass künftig der Mann zu Ross von dem Mann zu Fuss überwältigt werde, und er sprach zu seinen Rittern: «Ich bitte euch angelegentlichst, führt mich so weit ins Treffen hinein, dass ich noch einmal mit einem guten Schwertstreich dreinschlagen kann!» Sie gehorchten ihm, banden ihre Pferde an das seinige, jagten mit ihm in das wildeste Getümmel, und des andern Morgens fand man sie alle todt auf den Rücken ihrer todten Pferde, welche noch immer zusammen gebunden waren. Wie dieser Böhmenkönig und seine Ritter, so fielen die Franzosen bei Crecy, bei Poitiers; sie starben, aber zu Pferde. Für England war der Sieg, für Frankreich war der Ruhm. Ja, sogar durch ihre Niederlagen wissen die Franzosen ihre Gegner in den Schatten zu stellen. Die Triumpfe der Engländer sind immer eine Schande der Menschheit, seit den Tagen von Crecy und Poitiers, bis auf Waterloo. Clio ist immer ein Weib, trotz ihrer

partheilosen Kälte, ist sie empfindlich für Ritterlichkeit und Heldensinn; und ich bin überzeugt, nur mit knirschendem Herzen verzeichnet sie in ihre Denktafeln die Siege der Engländer.

Lady Grey

Publié à Paris par Delloye.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

LADY GRAY.

(*HEINRICH VI.*)

Sie war eine arme Wittwe, welche zitternd vor König Eduard trat und ihn anflehte, ihren Kindern das Gütchen zurückzugeben, das nach dem Tode ihres Gemahls den Feinden anheim gefallen war. Der wollüstige König, welcher ihre Keuschheit nicht zu kirren vermag, wird so sehr von ihren schönen Thränen bezaubert, dass er ihr die Krone aufs Haupt setzt. Wie viel Kümmernisse für beide dadurch entstanden, meldet die Weltgeschichte.

Hat Schakspear wirklich den Charakter des erwähnten Königs ganz treu nach der Historie geschildert? Ich muss wieder auf die Bemerkung zurückkommen, dass er verstand, die Lakunen der Historie zu füllen. Seine Königscharaktere sind immer so wahr gezeichnet, dass man, wie ein englischer Schriftsteller bemerkt, manchmal meynen sollte, er sei während seines ganzen Lebens der Kanzler des Königs gewesen, den er in ir-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gend einem Drama agiren lässt. Für die Wahrheit seiner Schilderungen bürgt, nach meinem Bedünken, auch die frappante Aehnlichkeit, welche sich zwischen seinen alten Königen und jenen Königen der Jetztzeit kund giebt, die wir als Zeitgenossen am besten zu beurtheilen vermögen.

Was Friedrich Schlegel von dem Gechichtschreiber sagt, gilt ganz eigentlich von unserem Dichter : Er ist ein in die Vergangenheit schauender Prophet. Wäre es mir erlaubt, einem der berühmtesten unserer gekrönten Zeitgenossen den Spiegel vorzuhalten, so würde jeder einsehen, dass ihm Shakspear schon vor zwei Jahrhunderten seinen Steckbrief ausgefertigt hat. In der That, beim Anblick dieses grossen, vortrefflichen und gewiss auch gloreichen Monarchen überschleicht uns ein gewisses Schauergefühl, das wir zuweilen empfinden, wenn wir im wachen Tageslichte einer Gestalt begegnen, die wir schon in nächtlichen Träumen erblickt haben. Als wir ihn vor acht Jahren durch die Strassen der Hauptstadt reiten sahen, « baarhäuptig und demüthig nach allen Seiten grüssend », dachten wir immer an die Worte, womit York des Bolingbroke's Einzug in London schildert. Sein Vetter, der neuere Richard II. kannte ihn sehr gut, durchschaute ihn immer und äusserte einst ganz richtig :

Wir selbst und Bushy, Bagot hier und Green,
Sahn sein Bewerben beim geringen Volk,
Wie er sich wollt' in ihre Herzen tauchen

Mit traulicher, demüth'ger Höflichkeit;
Was für Verehrung er an Knechte wegwarf,
Handwerker mit des Lächelns Kunst gewinnend,
Und ruhigem Ertragen seines Looses,
Als wollt' er ihre Neigung mit verbannen.
Vor einem Austerweib zieht er die Mütze,
Ein paar Karrnzieher grüssten: «Gott geleit' euch!»
Und ihnen ward des schmeid'gen Knie's Tribut,
Nebst: «Dank, Landsleute! meine güt'gen Freunde!»

Ja, die Aehnlichkeit ist erschreckend. Ganz wie der ältere, entfaltete sich vor unsern Augen der heutige Bolingbro, der, nach dem Sturze seines königlichen Vetters, den Thron bestieg, sich allmählig darauf befestigte: ein schlauer Held, ein kriechender Riese, ein Titan der Verstellung, entsetzlich, ja empörend ruhig, die Tatze in einem sammtnen Handschuh, und damit die öffentliche Meinung streichelnd, den Raub schon in weiter Ferne erspähend, und nie darauf lossspringend bis er in sicherster Nähe... Möge er immer seine schnaubenden Feinde besiegen, und dem Reiche den Frieden erhalten, bis zu seiner Todesstunde, wo er zu seinem Sohn jene Worte sprechen wird, die Shakspear schon längst für ihn aufgeschrieben:

Komm her, mein Sohn, und setz' dich an mein Bett,
Und hör' den letzten Rathschlag, wie ich glaube,
Den ich je athmen mag. Gott weiss, mein Sohn,
Durch welche Nebenschlich' und krumme Wege

Ich diese Kron' erlangt; ich selbst weiss wohl,
Wie lästig sie auf meinem Haupte sass.
Dir fällt sie heim nunmehr mit bess'rer Ruh',
Mit bess'rer Meinung, besserer Bestät'gung;
Denn jeder Flecken der Erlangung geht
Mit mir in's Grab. An mir erschien sie nur
Wie eine Ehr', erhascht mit heft'ger Hand;
Und viele lebten noch, mir vorzurücken,
Dass ich durch ihren Beistand sie gewonnen,
Was täglich Zwist und Blutvergiessen schuf,
Dem vorgegeb'nen Frieden Wunden schlagend.
Alle diese dreisten Schrecken, wie du siehst,
Hab' ich bestanden mit Gefahr des Lebens:
Denn all' mein Regiment war nur ein Auftritt,
Der diesen Inhalt spielte; nun verändert
Mein Tod die Weise; denn was ich erjagt,
Das fällt dir nun mit schönerm Anspruch heim,
Da du durch Erblichkeit die Krone trägst.
Und, stehst du sich'rer schon als ich es konnte,
Du bist nicht fest genug, so lang die Klagen
So frisch noch sind; und allen meinen Freunden,
Die du zu deinen Freunden machen musst,
Sind' Zähn' und Stachel kürzlich nun entnommen,
Die durch gewaltsam Thun mich erst befördert,
Und deren Macht wohl Furcht erregen konnte
Vor neuer Absetzung; was zu vermeiden
Ich sie verdarb, und nun des Sinnes war,
Zum heil'gen Lande Viele fortzuführen,
Dass Ruh' und Stilleliegen nicht zu nah'
Mein Reich sie prüfen liess. Drumm, mein Sohn,
Beschäft'ge stets die schwindlichten Gemüther
Mit fremdem Zwist, dass wirken in der Fern

Das Angedenken vor'ger Tage banne.
Mehr wollt ich, doch die Lung ist so erschöpft,
Dass kräft'ge Rede gänzlich mir versagt ist.
Wie ich zur Krone kam, o Gott vergebe!
Dass sie bei dir in wahrem Frieden lebe!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lady Anna.

Publié par Delloye Beaux & Cie. à Paris.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

LADY ANNA.

(KŒNIG RICHARD III.)

Die Gunst der Frauen, wie das Glück überhaupt, ist ein freies Geschenk, man empfängt es, ohne zu wissen wie, ohne zu wissen warum. Aber es giebt Menschen, die es mit eisernem Willen vom Schicksal zu ertrotzen verstehen, und diese gelangen zum Ziele, entweder durch Schmeichelei, oder indem sie den Weibern Schrecken einflössen, oder indem sie ihr Mitleiden anregen, oder indem sie ihnen Gelegenheit geben sich aufzuopfern... Letzteres, nämlich das Geopfert-seyn, ist die Lieblingsrolle der Weiber, und kleidet sie so schön vor den Leuten, und gewährt ihnen auch in der Einsamkeit so viel thränenreiche Wemuthsgenüsse.

Lady Anna wird durch alles dieses zu gleicher Zeit bezwungen. Wie Honigseim gleiten die Schmeichelworte von den furchtbaren Lippen... Richard schmeichelt ihr, derselbe Richard, welcher ihr alle Schrecken der Hölle einflösst, welcher ihren geliebten Gemahl und den vä-

terlichen Freund getödtet, den sie eben zu Grabe bestattet... Er befiehlt den Leichenträgern mit herrischer Stimme den Sarg nieder zu setzen, und in diesem Momente richtet er seine Liebeswerbung an die schöne Leidtragende... Das Lamm sieht schon mit Entsetzen das Zähnefletschen des Wolfes, aber dieser spitzt plötzlich die Schnautze zu den süssesten Schmeicheltönen... Die Schmeichelei des Wolfes wirkt so erschütternd, so berauschend auf das arme Lammgemüth, dass alle Gefühle darin eine plötzliche Umwandlung erleiden... Und König Richard spricht von seinem Kummer, von seinem Gram, so dass Anna ihm ihr Mittleid nicht versagen kann, um so mehr, da dieser wilde Mensch nicht sehr klagesüchtig von Natur ist... Und dieser unglückliche Mörder hat Gewissensbisse, spricht von Reue, und eine gute Frau könnte ihn vielleicht auf den besseren Weg leiten, wenn sie sich für ihn aufopfern wollte... Und Anna entschliesst sich Königin von England zu werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Königinn Katharina.

Publié à Paris par Delloye.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

KOENIGIN CATHARINA.

(*HEINRICH VIII.*)

Ich hege ein unüberwindliches Vorurtheil gegen diese Fürstin, welcher ich dennoch die höchsten Tugenden zugestehen muss. Als Ehefrau war sie ein Muster häuslicher Treue. Als Königin betrug sie sich mit höchster Würde und Majestät. Als Christin war sie die Frömmigkeit selbst. Aber den Doktor Samuel Johnson hat sie zum überschwenglichsten Lobe begeistert, sie ist unter allen Schakspear'schen Frauen sein auserlesener Liebling, er spricht von ihr mit Zärtlichkeit und Rührung... Das ist nicht zu ertragen. Shakspear hat alle Macht seines Genius aufgeboten, die gute Frau zu verherrlichen, doch diese Bemühung wird vereitelt, wenn man sieht, dass Dr. Johnson, der grosse Porterkrug, bei ihrem Anblick in süsses Entzücken geräth und von Lobeserhebungen überschäumt. Wär' sie meine Frau, ich könnte mich von ihr scheiden lassen ob solcher Lobeserhebungen. Vielleicht war es nicht der Liebreitz von Anna Boleyn, was den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

armen König Heinrich von ihr losriss, sondern der Enthusiasmus, womit sich irgend ein damaliger Dr. Johnson über die treue, würdevolle und fromme Catharina aussprach. Hat vielleicht Thomas Morus, der bei all' seiner Vortrefflichkeit etwas pedantisch und ledern und unverdaulich wie Dr. Johnson war, zu sehr die Königin in den Himmel erhoben? Dem wackern Kanzler freilich kam sein Enthusiasmus etwas theuer zu stehen; der König erhob ihn deshalb selbst in den Himmel.

Ich weiss nicht, was ich am meisten bewundern soll: dass Catharina ihren Gemahl ganze fünfzehn Jahre lang ertrug, oder dass Heinrich seine Gattin während so langer Zeit ertragen hat? Der König war nicht bloss sehr launenhaft, gähzornig und in beständigem Widerspruch mit allen Neigungen seiner Frau — das findet sich in vielen Ehen, die sich trotz dem, bis der Tod allem Zank ein Ende macht, aufs Beste erhalten — aber der König war auch Musiker und Theolog, und beides in vollendeter Miserabilität. Ich habe unlängst als ergötzliche Kuriosität einen Choral von ihm gehört, der eben so schlecht war wie sein Traktat *de septem sacramentis*. Er hat gewiss mit seinen musikalischen Compositionen und seiner theologischen Schriftstellerei die arme Frau sehr belästigt. Das Beste an Heinrich war sein Sinn für plastische Kunst, und aus Vorliebe für das Schöne, entstanden vielleicht seine schlimmsten Sympathien und Antipathien. Catharina von Arragonien war nämlich noch hübsch in ihrem vier und zwanzigsten Jahre, als Heinrich achtzehn Jahr alt war und sie heirathete, obgleich sie die Wittwe seines Bruders gewesen. Aber ihre Schönheit hat wahr-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

scheinlich mit den Jahren nicht zugenommen, um so mehr da sie, aus Frömmigkeit, mit Geisselung, Fasten, Nachtwachen und Betrübungen, ihr Fleisch beständig kasteite. Ueber diese ascetischen Uebungen beklagte sich ihr Gemahl oft genug, und auch uns wären dergleichen an einer Frau sehr fatal gewesen.

Aber es giebt noch einen andern Umstand, der mich in meinem Vorurtheil gegen diese Königin bestärkt: Sie war die Tochter der Isabella von Castilien und die Mutter der blutigen Maria. Was soll ich von dem Baume denken, der solcher bösen Saat entsprossen, und solche böse Frucht gebar?

Wenn sich auch in der Geschichte keine Spuren ihrer Grausamkeit vorfinden, so tritt dennoch der wilde Stolz ihrer Race bei jeder Gelegenheit hervor, wo sie ihren Rang vertreten oder geltend machen will. Trotz ihrer wohleingeübten christlichen Demuth, gerieth sie doch jedesmal in einen fast heidnischen Zorn, wenn man einen Verstoss gegen die herkömmliche Etikette machte oder gar ihr den königlichen Titel verweigerte. Bis in den Tod bewahrte sie diesen unauslöschbaren Hochmuth, und auch bei Shakspear sind ihre letzten Worte:

Ihr sollt mich balsamiren, dann zur Schau
Ausstellen, zwar entkönigt, doch begrabt mich
Als Königin und eines Königs Tochter.
Ich kann nicht mehr.

Anne Boleyn

Publié par Delloye Desmé et Cie à Paris.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ANNA BOLEYN.

(HEINRICH VIII.)

Die gewöhnliche Meinung geht dahin, dass König Heinrichs Gewissensbisse ob seiner Ehe mit Catharinen durch die Reize der schönen Anna entstanden seyen. Sogar Shakspear verräth diese Meinung, und wenn in dem Krönungszug die neue Königin auftritt, legt er einem jungen Edelmann folgende Worte in den Mund:

. . . . . Gott sei mit dir!
Solch süss Gesicht, als dein's, erblickt' ich nie!
Bei meinem Leben, Herr, sie ist ein Engel,
Der König hält ganz Indien in den Armen,
Und viel, viel mehr, wenn er dies Weib umfängt:
Ich tadle sein Gewissen nicht.

Von der Schönheit der Anna Boleyn giebt uns der Dichter auch in der folgenden Scene einen Begriff, wo

er den Enthusiasmus schildert, den ihr Anblick bei der Krönung hervorbrachte.

Wie sehr Shakspear seine Gebieterin, die hohe Elisabeth, liebte, zeigt sich vielleicht am schönsten in der Umständlichkeit, womit er die Krönungsfeier ihrer Mutter darstellt. Alle diese Details sankzioniren das Thronrecht der Tochter, und ein Dichter wusste die bestrittene Legitimität seiner Königin dem ganzen Publikum zu veranschaulichen. Aber diese Königin verdiente solchen Liebeseifer! Sie glaubte ihrer Königswürde nichts zu vergeben, wenn sie dem Dichter gestattete, alle ihre Vorfahren, und sogar ihren eigenen Vater, mit entsetzlicher Unpartheilichkeit auf der Bühne darzustellen! Und nicht bloss als Königin, sondern auch als Weib wollte sie nie die Rechte der Poesie beeinträchtigen; wie sie unserem Dichter in politischer Hinsicht die höchste Redefreiheit gewährte, so erlaubte sie ihm auch die kecksten Worte in geschlechtlicher Beziehung, sie nahm keinen Anstoss an den ausgelassensten Witzen einer gesunden Sinnlichkeit, und sie, *the maiden queen*, die königliche Jungfrau, verlangte sogar, dass Sir John Falstaff sich einmal als Liebhaber zeige. Ihrem lächelnden Wink verdanken wir die lustigen Weiber von Windsor.

Shakspear konnte seine englischen Geschichtsdramen nicht besser schliessen, als indem er am Ende von Heinrich VIII die neugeborne Elisabeth, gleichsam die bessere Zukunft in Windeln, über die Bühne tragen lässt.

Hat aber Shakspear wirklich den Charakter Hein-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

richs VIII, des Vaters seiner Königin, ganz geschichtstreu geschildert? Ja, obgleich er die Wahrheit nicht in so grellen Lauten wie in seinen übrigen Dramen verkündete, so hat er sie doch jedenfalls ausgesprochen, und der leisere Ton macht jeden Vorwurf desto eindringlicher. Dieser Heinrich VIII war der Schlimmste aller Könige, denn während alle andere böse Fürsten nur gegen ihre Feinde wütheten, raste jener gegen seine Freunde, und seine Liebe war immer weit gefährlicher als sein Hass. Die Ehestandsgeschichten dieses königlichen Blaubarts sind entsetzlich. In alle Schrecknisse derselben mischte er obendrein eine gewisse blödsinnig grauenhafte Galanterie. Als er Anna Boleyn hinzurichten befahl, liess er ihr vorher sagen, dass er für sie den geschicktesten Scharfrichter von ganz England bestellt habe. Die Königin dankte ihm gehorsamst für solche zarte Aufmerksamkeit, und in ihrer leichtsinnig heitern Weise, umspannte sie mit beiden weissen Händen ihren Hals und rief: ich bin sehr leicht zu köpfen, ich hab' nur ein kleines schmales Hälschen.

Auch ist das Beil, womit man ihr das Haupt abschlug, nicht sehr gross. Man zeigte es mir in der Rüstkammer des Towers zu London, und während ich es in Händen hielt, beschlichen mich sehr sonderbare Gedanken.

Wenn ich Königin von England wäre, ich liesse jenes Beil in die Tiefe des Oceans versenken.

Lady Macbeth

Berthaux Imp.

Publié à Paris par Delloye

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

LADY MACBETH.

(*MACBETH.*)

Von den eigentlich historischen Dramen wende ich mich zu jenen Tragödien, deren Fabel entweder rein ersonnen oder aus alten Sagen und Novellen geschöpft ist. Macbeth bildet einen Uebergang zu diesen Dichtungen, worin der Genius des grossen Shakspear am freiesten und kecksten seine Flügel entfaltet. Der Stoff ist einer alten Legende entlehnt, er gehört nicht zur Historie, und dennoch macht dieses Stück einige Ansprüche an geschichtlichen Glauben, da der Ahnherr des königlichen Hauses von England darin eine Rolle spielte. Macbeth ward nämlich unter Jacob I aufgeführt, welcher bekanntlich von dem schottischen Banko abstammen sollte. In dieser Beziehung hat der Dichter auch einige Prophezeiungen zur Ehre der regierenden Dynastie seinem Drama eingewebt.

Macbeth ist ein Liebling der Kritiker, die hier Gelegenheit finden, ihre Ansichten über die antike Schick-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

salstragödie, in Vergleichung mit der Auffassung des Fatums bei modernen Tragikern, des Breitesten auseinander zu setzen. Ich erlaube mir über diesen Gegenstand nur eine flüchtige Bemerkung.

Die Schicksalsidee des Shakspear ist von der Idee des Schicksals bei den Alten in gleicher Weise verschieden, wie die wahrsagenden Frauen, die kronenverheissend in der alten nordischen Legende dem Macbeth begegnen, von jener Hexenschwesterschaft verschieden sind, die man in der Shakspear'schen Tragödie auftreten sieht. Jene wundersamen Frauen in der alten nordischen Legende sind offenbar Walkyren, schauerliche Luftgöttinnen, die über den Schlachtfeldern einherschwebend, Sieg oder Niederlage entscheiden, und als die eigentlichen Lenkerinnen des Menschenschicksals zu betrachten sind, da letzteres im kriegerischen Norden zunächst vom Ausgang der Schwertkämpfe abhängig war. Shakspear verwandelte sie in unheilstiftende Hexen, entkleidete sie aller furchtbaren Grazie des nordischen Zauberthums, er machte sie zu zwitterhaften Missweibern, die ungeheuerlichen Spuk zu treiben wissen, und Verderben brauen, aus hämischer Schadenfreude oder auf Geheiss der Hölle : sie sind die Dienerinnen des Bösen, und wer sich von ihren Sprüchen bethören lässt, geht mit Leib und Seele zu Grunde. Shakspear hat also die altheidnischen Schicksalsgöttinnen und ihren ehrwürdigen Zaubersegen ins Christliche übersetzt, und der Untergang seines Helden ist daher nicht etwas voraus bestimmt Nothwendiges, etwas starr Unabwendbares wie das alte Fatum, sondern er ist nur die Folge jener

Lockungen der Hölle, die das Menschenherz mit den feinsten Netzen zu umschlingen weiss : Macbeth unterliegt der Macht Satans, dem Urbösen.

Interessant ist es, wenn man die Shakspear'schen Hexen mit den Hexen anderer englischen Dichter vergleicht. Man bemerkt, dass Shakspear sich dennoch von der altheidnischen Anschauungsweise nicht ganz losreissen konnte, und seine Zauberschwestern sind daher auffallend grandioser und respectabler als die Hexen von Middleton, die weit mehr eine böse Vettelnatur bekunden, auch weit kleinlichere Tücken ausüben, nur den Leib beschädigen, über den Geist wenig vermögen, und höchstens mit Eifersucht, Missgunst, Lüsternheit und ähnlichem Gefühlsaussatz unsere Herzen zu überkrusten wissen.

Die Renommee der Lady Macbeth, die man während zwei Jahrhunderten für eine sehr böse Person hielt, hat sich vor etwa zwölf Jahren in Deutschland sehr zu ihrem Vortheil verbessert. Der fromme Franz Horn machte nämlich im Brokhausischen Conversazions-Blatt die Bemerkung, dass die arme Lady bisher ganz verkannt worden, dass sie ihren Mann sehr liebte, und überhaupt ein liebevolles Gemüth besässe. Diese Meinung suchte bald darauf Herr Ludwig Tieck mit all seiner Wissenschaft, Gelahrtheit und philosophischen Tiefe zu unterstützen, und es dauerte nicht lange, so sahen wir Madame Stich auf der königlichen Hofbühne in der Rolle der Lady Macbeth so gefühlvoll girren und turteltäubeln, dass kein Herz in Berlin vor solchen Zärtlichkeitstönen ungerührt blieb, und manches schöne Auge

von Thränen überfloss beim Anlick der juten Macbeth. — Das geschah, wie gesagt, vor etwa zwölf Jahren, in jener sanften Restaurazionszeit, wo wir so viel Liebe im Leibe hatten. Seitdem ist ein grosser Bankrot ausgebrochen, und wenn wir jetzt mancher gekrönten Person nicht die überschwengliche Liebe widmen, die sie verdient, so sind Leute daran Schuld, die, wie die Königin von Schottland, während der Restaurazions-Periode unsre Herzen ganz ausgebeutelt haben.

Ob man in Deutschland die Liebenswürdigkeit der besagten Lady noch immer verficht, weiss ich nicht. Seit der Juliusrevoluzion haben sich jedoch die Ansichten in vielen Dingen geändert, und man hat vielleicht sogar in Berlin einsehen lernen, dass die jute Macbeth eine sehr bese Bestie sint.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

MACBETH.

eim Anlick der juten Macbeth
gt, vor etwa zwölf Jahren, in
nszeit, wo wir so viel Liebe in
ein grosser Bankrot ausgebro-
ancher gekrönten Person nicht
e widmen, die sie verdient,
d, die, wie die Königin von
estaurazions-Periode unsre
en.

Liebenswürdigkeit der be-
ht, weiss ich nicht. Seit
iedoch die Ansichten in
hat vielleicht sogar in
te Macbeth eine sehr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ophélie.

Publié à Paris chez Delloye.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

OPHELIA.

(*HAMLET.*)

Das ist die arme Ophelia, die Hamlet der Däne geliebt hat. Es war ein blondes schönes Mädchen, und besonders in ihrer Sprache lag ein Zauber, der mir schon damals das Herz rührte, als ich nach Wittenberg reisen wollte und zu ihm Vater ging, um ihm Lebewohl zu sagen. Der alte Herr war so gütig mir alle jene guten Lehren, wovon er selber so wenig Gebrauch machte, auf den Weg mitzugeben, und zulezt rief er Ophelien, dass sie uns Wein bringe zum Abschiedstrunk. Als das liebe Kind, sittsam und anmuthig, mit dem Kredenzteller zu mir herantrat und das strahlend grosse Auge gegen mich aufhob, griff ich in der Zerstreuung zu einem leeren, statt zu einem gefüllten Becher. Sie lächelte über meinen Missgriff. Ihr Lächeln war schon damals so wundersam glänzend, es zog sich über ihre Lippen schon jener berauschende Schmelz, der wahrscheinlich von den Kuss-Elfen herrührte, die in den Mundwinkeln lauschten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Als ich von Wittenberg heimkehrte und das Lächeln Ophelias mir wieder entgegenleuchtete, vergass ich darüber alle Spitzfündigkeiten der Scholastik, und mein Nachgrübeln betraf nur die holden Fragen : Was bedeutet jenes Lächeln? Was bedeutet jene Stimme, jener geheimnissvoll schmachtende Flötenton? Woher empfangen jene Augen ihre seligen Strahlen? Ist es ein Abglanz des Himmels, oder erglänzt der Himmel nur von dem Wiederschein dieser Augen? Steht jenes Lächeln im Zusammenhang mit der stummen Musik des Sphärentanzes, oder ist es nur die irdische Signatur der übersinnlichsten Harmonien? Eines Tages, als wir im Schlossgarten zu Helsingör uns ergingen, zärtlich scherzend und kosend, die Herzen in voller Sehnsuchtsblüthe... es bleibt mir unvergesslich, wie bettelhaft der Gesang der Nachtigallen abstach gegen die himmelhauchende Stimme Ophelias, und wie armselig blöde die Blumen aussahen mit ihren bunten Gesichtern ohne Lächeln, wenn ich sie zufällig verglich mit dem holdseligen Munde Ophelias! Die schlanke Gestalt, wie wandlende Lieblichkeit schwebte sie neben mir einher.

Ach! das ist der Fluch schwacher Menschen, dass sie jedesmal, wenn ihnen eine grosse Unbill wiederfährt, zunächst an dem Besten und Liebsten was sie besitzen, ihren Unmuth auslassen. Und der arme Hamlet zerstörte zunächst seine Vernunft, das herrliche Kleinod, stürzte sich durch verstellte Geistesverwirrung in den entsetzlichen Abgrund der wirklichen Tollheit, und quälte sein armes Mädchen, mit höhnischen Stachelreden... Das arme Ding! das fehlte noch, dass der Ge-

liebte ihren Vater für eine Ratte hielt und ihn todtstach... Da musste sie ebenfalls von Sinnen kommen! Aber ihr Wahnsinn ist nicht so schwarz und brütend düster wie der Hamletische, sondern er gaukelt, gleichsam besänftigend, mit süssen Liedern, um ihr krankes Haupt... Ihre sanfte Stimme schmilzt ganz in Gesang, und Blumen und wieder Blumen winden sich durch all ihr Denken. Sie singt und flechtet Kränze und schmückt damit ihre Stirn, und lächelt mit ihrem strahlenden Lächeln, armes Kind!...

Es neigt ein Weidenbaum sich über'n Bach,
Und zeigt im klaren Strom sein grünes Laub,
Mit welchem sie phantastisch Kränze wand
Von Hahnfuss, Nesseln, Maasslieb, Kukuksblumen.
Dort, als sie aufklomm, um ihr Laubgewinde
An den gesenkten Aesten aufzuhängen,
Zerbrach ein falscher Zweig, und niederfielen
Die rankenden Trophäen und sie selbst
Ins weinende Gewässer. Ihre Kleider
Verbreiteten sich weit, und trugen sie
Sirenengleich ein Weilchen noch empor,
Indess sie Stellen alter Weisen sang,
Als ob sie nicht die eigne Noth begriffe,
Wie ein Geschöpf, geboren und begabt
Für dieses Element. Doch lange währt' es nicht
Bis ihre Kleider, die sich schwer getrunken,
Das arme Kind von ihren Melodien
Hinuntergezogen in den schlamm'gen Tod.

Doch was erzähl ich Euch diese kummervolle Ge-

schichte. Ihr kennt sie alle von frühester Jugend, und ihr habt oft genug geweint über die alte Tragödie von Hamlet dem Dänen, welcher die arme Ophelia liebte, weit mehr liebte als tausend Brüder mit ihrer Gesammtliebe sie zu lieben vermochten, und welcher verrückt wurde, weil ihm der Geist seines Vaters erschien, und weil die Welt aus ihren Angeln gerissen war und er sich zu schwach fühlte, um sie wieder einzufügen, und weil er im deutschen Wittenberg vor lauter Denken das Handeln verlernt hatte, und weil ihm die Wahl stand, entweder wahnsinnig zu werden oder eine rasche That zu begehn, und weil er als Mensch überhaupt grosse Anlagen zur Tollheit in sich trug.

Wir kennen diesen Hamlet wie wir unser eignes Gesicht kennen, das wir so oft im Spiegel erblicken, und das uns dennoch weniger bekannt ist, als man glauben sollte; denn begegnete uns jemand auf der Strasse, der ganz so aussähe wie wir selber, so würden wir das befremdlich wohlbekannte Antlitz nur instinktmässig und mit geheimen Schreck anglotzen, ohne jedoch zu merken, dass es unsere eignen Gesichtszüge sind, die wir eben erblickten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Cordelia

Berthaux Imp.

Publié à Paris par Delloye

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

CORDELIA.

(KOENIG LEAR.)

In diesem Stücke liegen Fussangel und Selbstschüsse für den Leser, sagt ein englischer Schriftsteller. Ein anderer bemerkt, diese Tragödie sei ein Labyrinth, worin sich der Commentator verirren, und am Ende Gefahr laufen könne, von dem Minotaur, der dort haust, erwürgt zu werden; er möge hier das kritische Messer nur zur Selbstvertheidigung gebrauchen. Und in der That, ist es jedenfalls eine missliche Sache, den Shakspear zu kritisiren, ihn, aus dessen Worten uns beständig die schärfste Kritik unserer eignen Gedanken und Handlungen entgegen lacht: so ist es fast unmöglich, ihn in dieser Tragödie zu beurtheilen, wo sein Genius bis zur schwindlichsten Höhe sich emporschwang.

Ich wage mich nur bis an die Pforte dieses Wunderbaus, nur bis zur Exposizion, die schon gleich unser Erstaunen erregt. Die Expositionen sind überhaupt in Shakspear's Tragödien bewunderungswürdig. Durch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

diese ersten Eingangs-Scenen werden wir schon gleich aus unseren Werkeltagsgefühlen und Zunftgedanken herausgerissen, und in die Mitte jener ungeheuern Begebenheiten versetzt, womit der Dichter unsere Seelen erschüttern und reinigen will. So eröffnet sich die Tragödie des Macbeth mit der Begegnung der Hexen, und der weissagende Spruch derselben unterjocht nicht bloss das Herz des schottischen Feldherrn, den wir siegestrunken auftreten sehen, sondern auch unser eignes Zuschauerherz, das jetzt nicht mehr loskann, bis alles erfüllt und beendigt ist. Wie in Macbeth das wüsste, sinnebetäubende Grauen der blutigen Zauberwelt schon im Beginn uns erfasst, so überfröstelt uns der Schauer des bleichen Geisterreichs bereits in den ersten Scenen des Hamlet, und wir können uns hier nicht loswinden von den gespenstischen Nachtgefühlen, von dem Alpdrücken der unheimlichsten Aengste, bis alles vollbracht, bis Dänemarks Luft, die von Menschenfäulniss geschwängert war, wieder ganz gereinigt ist.

In den ersten Scenen des Lear werden wir auf gleicher Weise unmifttelbar hineingezogen in die fremden Schicksale, die sich vor unseren Augen ankündigen, entfalten und abschliessen. Der Dichter gewährt uns hier ein Schauspiel, das noch entsetzlicher ist als alle Schrecknisse der Zauberwelt und des Geisterreichs: er zeigt uns nämlich die menschliche Leidenschaft, die alle Vernunftdämme durchbricht, und in der furchtbaren Majestät eines königlichen Wahnsinns hinaustobt, wetteifernd mit der empörten Natur in ihrem wildesten Aufruhr. Aber ich glaube, hier endet die ausserordent-

liche Obmacht, die spielende Willkühr, womit Shakspear seinen Stoff immer bewältigen konnte; hier beherrscht ihn sein Genius weit mehr als in den erwähnten Tragödien, in Macbeth und Hamlet, wo er, mit künstlerischer Gelassenheit, neben den dunkelsten Schatten der Gemüthsnacht, die rosigsten Lichter des Witzes, neben den wildesten Handlungen, das heiterste Stillleben, hinmalen konnte. Ja, in der Tragödie Macbeth lächelt uns eine sanfte befriedete Natur entgegen: an den Fensterfliesen des Schlosses, wo die blutigste Unthat verübtwird, kleben stille Schwalbennester; ein freundlicher schottischer Sommer, nicht zu warm, nicht zu kühl, weht durch das ganze Stück; überall schöne Bäume und grünes Laubwerk, und am Ende gar kommt ein ganzer Wald einhermarschiert, Birnam-Wald kommt nach Dunsinane. Auch in Hamlet kontrastirt die liebliche Natur mit der Schwüle der Handlung; bleibt es auch Nacht in der Brust des Helden, so geht doch die Sonne darum nicht minder morgenröthlich auf, und Polonius ist ein amüsanter Narr, und es wird ruhig Komödie gespielt, und unter grünen Bäumen sitzt die arme Ophelia, und mit bunten, blühenden Blumen windet sie ihre Kränze. Aber in Lear herrschen keine solche Contraste zwischen der Handlung und der Natur, und die entzügelten Elemente heulen und stürmen um die Wette mit dem wahnsinnigen König. Wirkt ein sittliches Ereigniss ganz ausserordentlicher Art auch auf die sogenannte leblose Natur? Befindet sich zwischen dieser und dem Menschengemüth ein äusserlich sichtbares Wahlver-

hältniss? Hat unser Dichter dergleichen erkannt und darstellen wollen?

Mit der ersten Scene dieser Tragödie werden wir, wie gesagt, schon in die Mitte der Ereignisse geführt, und wie klar auch der Himmel ist, ein scharfes Auge kann das künftige Gewitter schon voraussehen. Da ist ein Wölkchen im Verstande Lears, welches sich später zur schwärzesten Geistesnacht verdichten wird. Wer in dieser Weise alles verschenkt, der ist schon verrückt. Wie das Gemüth des Helden, so lernen wir auch den Charakter der Töchter schon in der Exposizionsscene kennen, und namentlich rührt uns schon gleich die schweigsame Zärtlichkeit Cordelias, der modernen Antigone, die an Innigkeit die antike Schwester noch übertrifft. Ja, sie ist ein reiner Geist, wie es der König erst im Wahnsinn einsieht. Ganz rein? Ich glaube, sie ist ein bischen eigensinnig, und dieses Fleckchen ist ein Vatermal. Aber wahre Liebe ist sehr verschämt und hasst allen Wortkram; sie kann nur weinen und verbluten. Die wehmüthige Bitterkeit, womit Cordelia auf die Heuchelei der Schwestern anspielt, ist von der zarteste[n] Art, und trägt ganz den Charakter jener Ironie, dere[n] sich der Meister aller Liebe, der Held des Evangeliums, zuweilen bediente. Ihre Seele entladet sich des gerechtesten Unwillens und offenbart zugleich ihren ganzen Adel in den Worten:

> Fürwahr, nie heurath' ich, wie meine Schwestern, um bloss meinen Vater zu lieben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erkannt und

erden wir, wie
e geführt, und
s Auge kann das
a ist ein Wölk-
ich später zur
wird. Wer in
schon verrückt.
en wir auch den
Expositionsscene
schon gleich die
modernen An-
ster noch über-
der König erst
h glaube, sie ist
Fleckchen ist ein
verschämt und
inen und verblu-
Cordelia auf die
n der zarteste
r Ironie, derc
s Evangeliums,
ch des gerech-
ihren ganzen

Schwestern, um

Juliette

JULIE.

(*ROMEO UND JULIE.*)

In der That, jedes Shakspear'sche Stück hat sein besonderes Clima, seine bestimmte Jahrszeit und seine lokalen Eigenthümlichkeiten. Wie die Personen in jedem dieser Dramen, so hat auch der Boden und der Himmel, der darin sichtbar wird, eine besondere Physionomie. Hier, in Romeo und Julie, sind wir über die Alpen gestiegen und befinden uns plötzlich in dem schönen Garten, welcher Italien heisst...

Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn? —

Es ist das sonnige Verona, welches Shakspear zum Schauplatze gewählt hat für die Grossthaten der Liebe, die er in Romeo und Julie verherrlichen wollte. Ja,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht das benannte Menschenpaar, sondern die Liebe selbst ist der Held in diesem Drama. Wir sehen hier die Liebe jugendlich übermüthig auftreten, allen feindlichen Verhältnissen Trotz bietend, und Alles besiegend... Denn sie fürchtet sich nicht, in dem grossen Kampfe zu dem schrecklichsten aber sichersten Bundesgenossen, dem Tode, ihre Zuflucht zu nehmen. Liebe im Bündnisse mit dem Tode ist unüberwindlich. Liebe! Sie ist die höchste und siegreichste aller Leidenschaften. Ihre weltbezwingende Stärke besteht aber in ihrer schrankenlosen Grossmuth, in ihrer fast übersinnlichen Uneigennützigkeit, in ihrer aufopferungsüschtigen Lebensverachtung. Für sie giebt es kein Gestern und sie denkt an kein Morgen... Sie begehrt nur des heutigen Tages, aber diesen verlangt sie ganz, unverkürzt, unverkümmert... Sie will nichts davon aufsparen für die Zukunft und verschmäht die aufgewärmten Reste der Vergangenheit... «Vor mir Nacht, hinter mir Nacht»... Sie ist eine wandelnde Flamme zwischen zwei Finsternissen... Woher entsteht sie?... Aus unbegreiflich winzigen Fünkchen!... Wie endet sie?... Sie erlöscht spurlos, eben so unbegreiflich... Je wilder sie brennt, desto früher erlöscht sie... Aber das hindert sie nicht, sich ihren lodernden Trieben ganz hinzugeben, als dauerte ewig dieses Feuer...

Ach, wenn man zum zweitenmal im Leben von der grossen Glut erfasst wird, so fehlt leider dieser Glaube an ihrer Unsterblichkeit, und die schmerzlichste Erinnerung sagt uns, dass sie sich am Ende selber aufzehrt.... Daher die Verschiedenheit der

Melancholie bei der ersten Liebe und bei der zweiten... Bei der ersten denken wir, dass unsere Leidenschaft nur mit tragischem Tode endigen müsse, und in der That, wenn nicht anders die entgegendrohenden Schwierigkeiten zu überwinden sind, entschliessen wir uns leicht mit der Geliebten ins Grab zu steigen... Hingegen bei der zweiten Liebe liegt uns der Gedanke im Sinne, dass unsere wildesten und herrlichsten Gefühle sich mit der Zeit in eine zahme Lauheit verwandeln, dass wir die Augen, die Lippen, die Hüften, die uns jetzt so schauerlich begeistern, einst mit Gleichgültigkeit betrachten werden... Ach! dieser Gedanke ist melancholischer als jede Todesahnung!... Das ist ein trostloses Gefühl, wenn wir im heissesten Rausche an künftige Nüchternheit und Kühle denken, und aus Erfahrung wissen, dass die hochpoetischen heroischen Leidenschaften ein so kläglich prosaisches Ende nehmen!...

Diese hochpoetischen heroischen Leidenschaften! Wie die Theaterprinzessinnen gebehrden sie sich, und sind hochroth geschminkt, prachtvoll kostumirt, mit funkelndem Geschmeide beladen, und wandeln stolz einher und deklamiren in gemessenen Jamben... Wenn aber der Vorhang fällt, zieht die arme Prinzessin ihre Werkeltagskleider wieder an, wischt sich die Schminke von den Wangen, sie muss den Schmuck dem Garderobemeister überliefern, und schlotternd hängt sie sich an den Arm des ersten besten Stadtgerichtsreferendarii, spricht schlechtes Berliner Deutsch, steigt mit ihm in eine Mansarde, und gähnt und legt sich schnarchend

aufs Ohr, und hört nicht mehr die süssen Betheurungen : « Sie spielten jettlich, auf Ehre » ...

Ich wage es nicht Shakspear im mindesten zu tadeln, und nur meine Verwunderung möchte ich darüber aussprechen, dass er den Romeo erst eine Leidenschaft für Rosalinde empfinden lässt, ehe er ihn Julien zuführt. Trotz dem, dass er sich der zweiten Liebe ganz hingiebt, nistet doch in seiner Seele eine gewisse Skepsis, die sich in ironischen Redensarten kundgiebt, und nicht selten an Hamlet erinnert. Oder ist die zweite Liebe bei dem Manne die stärkere, eben weil sie alsdann mit klarem Selbsbewusstseyn gepaart ist? Bei dem Weibe giebt es keine zweite Liebe, seine Natur ist zu zart, als dass sie zweimal das furchtbarste Erdbeben des Gemüthes überstehen könnte. Betrachtet Julie. Wäre sie im Stande zum zweiten Male die überschwenglichen Seligkeiten und Schrecknisse zu ertragen, zum zweiten Male aller Angst trotzbietend, den schauderhaften Kelch zu leeren? Ich glaube, sie hat genug am ersten Male, diese arme Glückliche, dieses reine Opfer der grossen Passion.

Julie liebt zum ersten Male, und liebt mit voller Gesundheit des Leibes und der Seele. Sie ist vierzehn Jahre alt, was in Italien so viel gilt, wie siebzehn Jahre nordischer Währung. Sie ist eine Rosenknospe, die eben, vor unseren Augen, von Romeos Lippen aufgeküsst ward, und sich in jugendlicher Pracht entfaltet. Sie hat weder aus weltlichen noch aus geistlichen Büchern gelernt was Liebe ist; die Sonne hat es ihr gesagt

und der Mond hat es ihr wiederholt, und wie ein Echo hat es ihr Herz nachgesprochen, als sie sich nächtlich unbelauscht glaubte. Aber Romeo stand unter dem Balkone und hat ihre Reden gehört, und nimmt sie beim Wort. Der Charakter ihrer Liebe ist Wahrheit und Gesundheit. Das Mädchen athmet Gesundheit und Wahrheit, und es ist rührend anzuhören, wenn sie sagt:

Du weisst, die Nacht verschleiert mein Gesicht,
Sonst färbte Mädchenröthe meine Wangen
Um das, was du vorhin mich sagen hörtest.
Gern hielt' ich streng auf Sitte, möchte gern
Verläugnen, was ich sprach: doch weg mit Förmlichkeit!
Sag', liebst du mich? Ich weiss, du wirst's bejahn,
Und will dem Worte trau'n; doch wenn du schwörst,
So kannst du treulos werden; wie sie sagen,
Lacht Jupiter des Meineids der Verliebten.
O holder Romeo! wenn du mich liebst:
Sag's ohne Falsch! Doch dächtest du, ich sei
Zu schnell besiegt, so will ich finster blicken,
Will widerspänstig seyn, und Nein dir sagen,
So du dann werben willst: sonst nicht um Alles.
Gewiss, mein Montague, ich bin zu herzlich;
Du könntest denken, ich sei leichten Sinns.
Doch glaube, Mann, ich werde treuer seyn
Als sie, die fremd zu thun geschickter sind.
Auch ich, bekenn' ich, hätte fremd gethan,
Wär' ich von dir, eh' ich's gewahrte, nicht
Belauscht in Liebesklagen. Drum vergieb!
Schilt diese Hingebung nicht Flatterliebe,
Die so die stille Nacht verrathen hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Desdemona

Berthiau Imp.

Publié à Paris par Delloye

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DESDEMONA.

(*OTHELLO.*)

Ich habe oben beiläufig angedeutet, dass der Charakter des Romeo etwas Hamletisches enthalte. In der That, ein nordischer Ernst wirft seine Streifschatten über dieses glühende Gemüth. Vergleicht man Julie mit Desdemona, so wird ebenfalls in jener ein nordisches Element bemerkbar; bei aller Gewalt ihrer Leidenschaft, bleibt sie doch immer ihrer selbst-bewusst und im klarsten Selbstbewusstseyn Herrin ihrer That. Julie liebt und denkt und handelt. Desdemona liebt und fühlt und gehorcht, nicht dem eignen Willen, sondern dem stärkern Antrieb. Ihre Vortrefflichkeit besteht darin, dass das Schlechte auf ihre edle Natur keine solche Zwangsmacht ausüben kann wie das Gute. Sie wäre gewiss immer im Palazzo ihres Vaters geblieben, ein schüchternes Kind, den häuslichen Geschäften obliegend; aber die Stimme des Mohren drang in ihr Ohr, und obgleich sie die Augen niederschlug, sah sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

doch sein Antlitz in seinen Worten, in seinen Erzählungen, oder wie sie sagt: « in seiner Seele »... und dieses leidende, grossmüthige, schöne, weisse Seelenantlitz übte auf ihr Herz den unwiderstehlich hinreissenden Zauber. Ja, er hat Recht, ihr Vater, Seine Wohlweisheit der Herr Senator Brabanzio, eine mächtige Magie war Schuld daran, dass sich das bange zarte Kind zu dem Mohren hingezogen fühlte und jene hässlich schwarze Larve nicht fürchtete, welche der grosse Haufe für das wirkliche Gesicht Othellos hielt...

Julias Liebe ist thätig, Desdemonas Liebe ist leidend. Sie ist die Sonnenblume, die selber nicht weiss, dass sie immer dem hohen Tagesgestirn ihr Haupt zuwendet. Sie ist die wahre Tochter des Südens, zart, empfindsam, geduldig, wie jene schlanken, grossäugigen Frauenlichter, die aus sanskrittischen Dichtungen so lieblich, so sanft, so träumerisch hervorstrahlen. Sie mahnt mich immer an die Sakontala des Kalidasa, des indischen Shakspears.

Der englische Kupferstecher, dem wir das vorstehende Bildniss der Desdemona verdanken, hat ihren grossen Augen vielleicht einen zu starken Ausdruck von Leidenschaft verliehen. Aber, ich glaube bereits angedeutet zu haben, dass der Contrast des Gesichtes und des Charakters immer einen interessanten Reiz ausübt. Jedenfalls aber ist dieses Gesicht sehr schön, und namentlich dem Schreiber dieser Blätter muss es sehr gefallen, da es ihn an jene hohe Schöne erinnert, die Gottlob an seinem eignen Antlitz nie sonderlich gemäkelt hat und dasselbe bis jetzt nur in seiner Seele sah...

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ihr Vater liebte mich, lud oft mich ein.
Er fragte die Geschichte meines Lebens
Von Jahr zu Jahr; Belagerungen, Schlachten
Und jedes Schicksal, das ich überstand.
Ich lief sie durch, von meinem Knabenalter
Bis zu dem Augenblick, wo er gebot,
Sie zu erzählen. Sprechen musst' ich da
Von höchst unglücklichen Ereignissen,
Von rührendem Geschick zu See und Land,
Wie in der Bresche ich gewissem Tod'
Kaum um die Breite eines Haars entwischte;
Wie mich ein trotz'ger Feind gefangen nahm,
Der Sklaverei verkaufte; wie ich mich
Draus gelöst, und die Geschichte dessen,
Wie ich auf meinen Reisen mich benahm.
Von öden Höhlen, unfruchtbaren Wüsten,
Von rauhen Gruben, Felsen, Hügeln, die
Mit ihren Häuptern an den Himmel rühren,
Hat' ich sodann zu sprechen Anlass, auch
Von Cannibalen, die einander fressen,
Anthropophagen, und dem Volke, dem
Die Köpfe wachsen unter ihren Schultern.
Von solchen Dingen zu vernehmen, zeigte
Bei Desdemona sich sehr grosse Neigung;
Doch riefen Hausgeschäfte stets sie ab,
Die sie beseitigte mit schnellster Hast;
Kam sie zurück, mit gier'gem Ohr verschlang sie
Was ich erzählte. Dies bemerkend, nahm
Ich eine weiche Stunde wahr, und fand
Gelegne Mittel, ihr aus ernster Brust
Die Bitte zu entwinden : Dass ausführlich
Ich schild're ihr die ganze Pilgerschaft,

Von der sie stückweis' etwas wohl gehört,
Doch nicht zusammenhängend. Ich gewährt' es,
Und oft hab' ich um Thränen sie gebracht,
Wenn ich von harten, traur'gen Schlägen sprach,
Die meine Jugend trafen! Auserzählt,
Lohnt eine Welt voll Seufzer meine Müh'.
Sie schwor: In Wahrheit! seltsam, mehr als seltsam!
Und kläglich sei es, kläglich wundersam!
Sie wünschte, dass sie nichts davon gehört,
Und wünschte doch, dass sie der Himmel auch
Zu solchem Mann gemacht. Sie dankte mir,
Und bat, wofern ein Freund von mir sie liebe,
Ihn nur zu lehren, wie er die Geschichte
Von meinem Leben müss' erzählen.
Dann werb' er sie. Ich sprach auf diesen Wink:
Sie liebe mich, weil ich Gefahr bestand,
Und weil sie mich bedaure, lieb' ich sie.

Dieses Trauerspiel soll eine der letzten Arbeiten Shakspear's gewesen seyn, wie Titus Andronikus für sein Erstlingswerk erklärt wird. Dort wie hier ist die Leidenschaft einer schönen Frau zu einem hässlichen Mohren mit Vorliebe behandelt. Der reife Mann kehrte wieder zurück zu einem Problem, das einst seine Jugend beschäftigte. Hat er jetzt wirklich die Lösung gefunden? Ist diese Lösung eben so wahr als schön? Eine düstre Trauer erfasst mich manchmal, wenn ich dem Gedanken Raum gebe, dass vielleicht der ehrliche Jago, mit seinen bösen Glossen über die Liebe Desdemonas zu dem Mohren, nicht ganz Unrecht haben mag. Am allerwiderwärtigsten aber berühren mich Othello's Be-

merkungen über die feuchten Hände seiner Gattin.

Ein eben so abentheuerliches und bedeutsames Beispiel der Liebe zu einem Mohren, wie wir in Titus Andronikus und Othello sehen, findet man in Tausend und eine Nacht, wo eine schöne Fürstin, die zugleich eine Zauberin ist, ihren Gemahl in einer statuenähnlichen Starrheit gefesselt hält, und ihn täglich mit Ruthen schlägt, weil er ihren Geliebten, einen hässlichen Neger, getödtet hat. Herzzerreissend sind die Klagetöne der Fürstin am Lager der schwarzen Leiche, die sie durch ihre Zauberkunst in einer Art von Scheinleben zu erhalten weiss, und mit verzweiflungsvollen Küssen bedeckt, und durch einen noch grössern Zauber, durch die Liebe, aus dem dämmernden Halbtode zu voller Lebenswahrheit erwecken möchte. Schon als Knabe frappirte mich in den arabischen Mährchen dieses Bild leidenschaftlicher und unbegreiflicher Liebe.

Pessika

Publié à Paris par Delloye

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

JESSIKA.

(*KAUFMANN VON VENEDIG.*)

Als ich dieses Stück in Drurilane aufführen sah, stand hinter mir, in der Loge, eine schöne blasse Brittin, welche am Ende des vierten Aktes heftig weinte und mehrmals ausrief: *the poor man is wronged!* (dem armen Mann geschieht Unrecht.) Es war ein Gesicht vom edelsten griechischen Schnitt, und die Augen waren gross und schwarz. Ich habe sie nie vergessen können, diese grossen und schwarzen Augen, welche um Shylok geweint haben!

Wenn ich aber an jene Thränen denke, so muss ich den Kaufmann von Venedig zu den Tragödien rechnen, obgleich der Rahmen des Stückes von den heitersten Masken, Satyrbildern und Amoretten verziert ist, und auch der Dichter eigentlich ein Lustspiel geben wollte. Shakspear hegte vielleicht die Absicht, zur Ergötzung des grossen Haufens einen gedrillten Währwolf darzustellen, ein verhasstes Fabelgeschöpf, das nach Blut

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lechzt, und dabei seine Tochter und seine Dukaten einbüsst und obendrein verspottet wird. Aber der Genius des Dichters, der Weltgeist, der in ihm waltet, steht immer höher als sein Privatwille, und so geschah es, dass er in Shylok, trotz der grellen Fratzenhaftigkeit, die Justifikazion einer unglücklichen Sekte aussprach, welche von der Vorsehung, aus geheimnissvollen Gründen, mit dem Hass des niedern und vornehmen Pöbels belastet worden, und diesen Hass nicht immer mit Liebe vergelten wollte.

Aber was sag' ich? der Genius des Shakspear erhebt sich noch über den Kleinhader zweier Glaubenspartheien, und sein Drama zeigt uns eigentlich weder Juden noch Christen, sondern Unterdrücker und Unterdrückte, und das wahnsinnig schmerzliche Aufjauchzen dieser letztern, wenn sie ihren übermüthigen Quälern die zugefügten Kränkungen mit Zinsen zurückzahlen können. Von Religionsverschiedenheit ist in diesem Stücke nicht die geringste Spur, und Shakspear zeigt in Shylok nur einen Menschen, dem die Natur gebietet seinen Feind zu hassen, wie er in Antonio und dessen Freunden keineswegs die Jünger jener göttlichen Lehre schildert, die uns befiehlt unsere Feinde zu lieben. Wenn Shylok dem Manne, der von ihm Geld borgen will, folgende Worte sagt :

Stets trug ich's mit geduld'gem Achselzucken,
Signor Antonio, viel und oftermals
Habt ihr auf dem Rialto mich geschmäht
Um meine Gelder, und um meine Zinsen;

Denn dulden ist das Erbtheil unsers Stamms.
Ihr scheltet mich abtrünnig, einen Bluthund,
Und speit auf meinen jüdischen Rocklor,
Und alles, weil ich nutz', was mir gehört.
Gut denn, nun zeigt sich's, ihr braucht meine Hülfe:
Ei freilich ja, ihr kommt zu mir, ihr sprecht:
« Shylock, wir wünschten Gelder. » So sprecht Ihr,
Der mir den Auswurf auf den Bart geleert,
Und mich getreten, wie ihr von der Schwelle
Den fremden Hund stosst; Geld ist eu'r Begehren.
Wie sollt' ich sprechen nun? Sollt' ich nicht sprehen:
« Hat ein Hund Geld? Ist's möglich, dass ein Spitz
Dreitausend Dukaten leih'n kann? » Oder soll ich
Mich bücken, und in eines Schuldners Ton,
Demüthig wispern, mit verhaltnem Odem,
So sprechen: « Schöner Herr, am letzten Mittwoch
Spiet ihr mich an; ihr tratet mich den Tag;
Ein andermal hiesst ihr mich einen Hund:
Für diese Höflichkeiten will ich euch
Die und Gelder leih'n »

Da antwortet Antonio:

Ich könnte leichtlich wieder dich so nennen,
Dich wieder anspei'n, ja mit Füssen treten. —

Wo steckt da die christliche Liebe! Wahrlich, Shakspear würde eine Satyre auf das Christenthum gemacht haben, wenn er es von jenen Personen repräsentiren liesse, die dem Shylok feindlich gegenüber stehen, aber

dennoch kaum werth sind, demselben die Schuhriemen zu lösen. Der bankrotte Antonio ist ein weichliches Gemüth ohne Energie, ohne Stärke des Hasses und also auch ohne Stärke der Liebe, ein trübes Wurmherz, dessen Fleisch wirklich zu nichts besserm taugt, als «Fische damit zu angeln.» Die abgeborgten dreitausend Dukaten stattet er übrigens dem geprellten Juden keineswegs zurück. Auch Bassanio giebt ihm das Geld nicht wieder, und dieser ist ein ächter *fortune-hunter*, nach dem Ausdruck eines englischen Kritikers; er borgt Geld, um sich etwas prächtig herauszustaffiren und eine reiche Heirath, einen fetten Brautschatz, zu erbeuten; denn, sagt er zu seinem Freunde:

Euch ist nicht unbekannt, Antonio,
Wie sehr ich meinen Glücksstand hab' erschöpft,
Indem ich glänzender mich eingerichtet,
Als meine schwachen Mittel tragen konnten.
Auch jammer' ich jetzt nicht, dass die grosse Art
Mir untersagt ist; meine Sorg' ist bloss,
Mit Ehren von den Schulden loszukommen,
Worin mein Leben, etwas zu verschwendrisch,
Mich hat verstrickt. — —

Was gar den Lorenzo betrifft, so ist er der Mittschuldige eines der infamsten Hausdiebstale, und nach dem preussischen Landrecht würde er zu fünfzehn Jahre Zuchthaus verurtheilt und gebrandmarkt und an den Pranger gestellt werden; obgleich er nicht bloss für gestohlene

Dukaten und Juwelen, sondern auch für Naturschönheiten, Landschaften im Mondlicht und für Musik, sehr empfänglich ist. Was die andern edlen Venezianer betrifft, die wir als Gefährten des Antonio auftreten sehen, so scheinen sie ebenfalls das Geld nicht sehr zu hassen, und für ihren armen Freund, wenn er ins Unglück gerathen, haben sie nichts als Worte, gemünzte Luft. Unser guter Pietist Franz Horn macht hierüber folgende sehr wässrige, aber ganz richtige Bemerkung: «Hier ist nun billig die Frage aufzuwerfen: wie war es möglich, dass es mit Antonio's Unglück so weit kam? Ganz Venedig kannte und schätzte ihn, seine guten Bekannten wussten genau um die furchtbare Verschreibung, und dass der Jude auch nicht einen Punkt derselben würde auslöschen lassen. Dennoch lassen sie einen Tag nach dem andern verstreichen, bis endlich die drei Monate vorüber sind, und mit denselben jede Hoffnung auf Rettung. Es würde jenen guten Freunden, deren der königliche Kaufmann ja ganze Schaaren um sich zu haben scheint, doch wohl ziemlich leicht geworden seyn, die Summe von dreitausend Dukaten zusammen zu bringen, um ein Menschenleben — und welch' eines — zu retten; aber dergleichen ist denn doch immer ein wenig unbequem, und so thun die lieben guten Freunde, eben weil es nur sogenannte Freunde oder, wenn man will, halbe oder dreiviertel Freunde sind, — nichts und wieder nichts und gar nichts. Sie bedauern den vortrefflichen Kaufmann, der ihnen früher so schöne Feste veranstaltet hat, ungemein, aber mit gehöriger Bequemlichkeit, schelten, was nur das Herz

und die Zunge vermag, auf Shylok, was gleichfalls ohne alle Gefahr geschehen kann, und meynen dann vermuthlich alle, ihre Freundschaftspflicht erfüllt zu haben. So sehr wir Shylok hassen müssen, so würden wir doch selbst ihm nicht verdenken können, wenn er diese Leute ein wenig verachtete, was er denn auch wohl thun mag. Ja er scheint zuletzt auc den Graziano, den Abwesenheit entschuldiget, mit jenen zu verwechseln und in Eine Classe zu werfen, wenn er die frühere Thatlosigkeit und jetzige Wortfülle mit der schneidenden Antwort abfertigt :

Bis du von meinem Schein das Siegel wegschiltst,
Thust du mit Schrei'n nur deiner Lunge weh.
Stell deinen Witz her, guter junger Mensch,
Sonst fällt er rettungslos in Trümmern dir.
Ich stehe hier um Recht.

Oder sollte etwa gar Lanzelot Gobbo als Repräsentant des Christenthums gelten? Sonderbar genug, hat sich Shakspear über letzteres nirgends so bestimmt geäussert wie in einem Gespräche, das dieser Schalk mit seiner Gebieterin führt. Auf Jessikas Aeussserung :

« Ich werde durch meinen Mann selig werden, er hat mich zu einer Christin gemacht »

antwortet Lanzelot Gobbo :

« Wahrhaftig, da ist er sehr zu tadeln. Es gab unser

vorher schon Christen genug, grade so viele als neben einander gut bestehen konnten. Dies Christenmachen wird den Preis der Shweine steigern; wenn wir alle Schweinefleisch-Esser werden, so ist in Kurzem kein Schnittchen Speck in der Pfanne für Geld mehr zu haben. »

Wahrlich, mit Ausnahme Portia's, ist Shylok die respektabelste Person im ganzen Stück. Er liebt das Geld, er verschweigt nicht diese Liebe, er schreit sie aus, auf öffentlichem Markte... Aber es giebt etwas, was er dennoch höher schätzt als Geld, nämlich die Genugthuung für sein beleidigtes Herz, die gerechte Wiedervergeltung unsäglicher Schmähungen: und obgleich man ihm die erborgte Summe zehnfach anbietet, er schlägt sie aus, und die dreitausend, die zehnmal dreitausend Dukaten, gereuen ihn nicht, wenn er ein Pfund Herzfleisch seines Feindes damit erkaufen kann. « Was willst du mit diesem Fleische, » fragt ihn Salario. Und er antwortet:

« Fisch' mit zu angeln. Sättigt es sonst niemanden, so sättigt es doch meine Rache. Er hat mich beschimpft, mir eine halbe Million gehindert, meinen Verlust belacht, meinen Gewinn bespottet, mein Volk geschmäht, meinen Handel gekreuzt, meine Freunde verleitet, meine Feinde gehetzt. Und was hat er für Grund? Ich bin ein Jude. Hat nicht ein Jude Augen? Hat nicht ein Jude Hände, Gliedmassen, Werkzeuge, Sinne, Neigungen, Leidenschaften? Mit derselben Speise genährt, mit denselben Waffen verletzt, denselben Krankheiten unter-

worfen, mit denselben Mitteln geheilt, gewärmt und gekältet von eben dem Winter und Sommer, als ein Christ? Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht? Und wenn ihr uns beleidigt, sollen wir uns nicht rächen? Sind wir euch in allen Dingen ähnlich, so wollen wir's euch auch darin gleich thun. Wenn ein Jude einen Christen beleidigt, was ist seine Demuth? Rache. Wenn ein Christ einen Juden beleidigt, was muss seine Geduld seyn nach christlichem Vorbild? Nu, Rache. Die Bosheit, die ihr mich lehrt, die will ich ausüben, und es muss schlimm hergehn, oder ich will es meinen Meistern zuvorthun.»

Nein, Shylok liebt zwar das Geld, aber es giebt Dinge, die er noch weit mehr liebt, unter andern auch seine Tochter, « Jessika, mein Kind. » Obgleich er in der höchsten Leidenschaft des Zorns sie verwünscht und todt zu seinen Füssen liegen sehen möchte, mit den Juwelen in den Ohren, mit den Dukaten im Sarg: so liebt er sie doch mehr als alle Dukaten und Juwelen. Aus dem öffentlichen Leben, aus der christlichen Societät, zurückgedrängt in die enge Umfriedung häuslichen Glückes, blieben ja dem armen Juden nur die Familiengefühle, und diese treten bei ihm hervor mit der rührendsten Innigkeit. Den Turkis, den Ring, den ihm einst seine Gattin, seine Lea, geschenkt, er hätte ihn nicht « für einen Wald von Affen » hingegeben. Wenn in der Gerichtsscene Bassanio folgende Worte zum Antonio spricht:

Ich hab' ein Weib zur Ehe, und sie ist

So lieb mir als mein Leben selbst, doch gilt
Sie höher als dein Leben nicht bei mir.
Ich gäbe alles hier, ja opfert' alles,
Das Leben selbst, mein Weib und alle Welt,
Dem Teufel da, um dich nur zu befrein.

Wenn Graziano ebenfalls hinzusetzt :

Ich hab' ein Weib, die ich, auf Ehre, liebe;
Doch wünscht' ich sie im Himmel, könnt' sie Mächte
Dort flehn, den hünd'schen Juden zu erweichen.

Dann regt sich in Shylok die Angst ob dem Schicksal seiner Tochter, die unter Menschen, welche ihre Weiber aufopfern könnten für ihre Freunde, sich verheurathet hat, und nicht laut, sondern « bei Seite » sagt er zu sich selber :

So sind die Christenmänner : ich hab' 'ne Tochter,
Wär' irgend wer vom Stamm des Barnabas
Ihr Mann geworden, lieber als ein Christ! —

Diese Stelle, dieses leise Wort, begründet das Verdammungsurtheil, welches wir über die schöne Jessika aussprechen müssen. Es war kein liebloser Vater, den sie verliess, den sie beraubte, den sie verrieth... Schändlicher Verrath! Sie macht sogar gemeinschaftliche Sache mit den Feinden Shylok's, und wenn diese

zu Belmontet allerlei Missreden über ihn führen, schlägt Jessika nicht die Augen nieder, erbleichen nicht die Lippen Jessika's, sondern Jessika spricht von ihrem Vater das Schlimmste... Entsetzlicher Frevel! Sie hat kein Gemüth, sondern abentheuerlichen Sinn. Sie langweilte sich in dem streng verschlossenen, « ehrbaren » Hause des bittermüthigen Juden, das ihr endlich eine Hölle dünkte. Das leichtfertige Herz ward allzusehr angezogen von den heiteren Tönen der Trommel und der quergehalsten Pfeife. Hat Shakspear hier eine Jüdin schildern wollen? Wahrlich nein; er schildert nur eine Tochter Evas, einen jener schönen Vögel, die, wenn sie flügge geworden, aus dem väterlichen Neste fortflattern zu den geliebten Männchen. So folgte Desdemona dem Mohren, so Imogen dem Postumus. Das ist weibliche Sitte. Bei Jessika ist besonders bemerkbar eine gewisse zagende Schaam, die sie nicht überwinden kann, wenn sie Knabentracht anlegen soll. Vielleicht in diesem Zuge möchte man jene sonderbare Keuschheit erkennen, die ihrem Stamme eigen ist, und den Töchtern desselben einen so wunderbaren Liebreiz verleiht. Die Keuschheit der Juden ist vielleicht die Folge einer Opposizion, die sie von jeher gegen jenen orientalischen Sinnen- und Sinnlichkeitsdienst bildeten, der einst bei ihren Nachbaren, den Aegyptern, Phöniziern, Assyrern und Babyloniern in üppigster Blüthe stand, und sich, in beständiger Transformazion, bis auf heutigen Tag erhalten hat. Die Juden sind ein keusches, enthaltsames, ich möchte fast sagen, abstraktes Volk, und in der Sittenreinheit stehen sie am nächsten den germanischen

Stämmen. Die Züchtigkeit der Frauen bei Juden und Germanen ist vielleicht von keinem absoluten Werthe, aber in ihrer Erscheinung macht sie den lieblichsten, anmuthigsten und rührendsten Eindruck. Rührend bis zum Weinen ist es, wenn z. B. nach der Niederlage der Cimbern und Teutonen, die Frauen derselben den Marius anflehen, sie nicht seinen Soldaten, sondern den Priesterinnen der Vesta als Sklavinnen zu übergeben.

Es ist in der That auffallend, welche innige Wahlverwandschaft zwischen den beiden Völkern der Sittlichkeit, den Juden und Germanen, herrscht. Diese Wahlverwandschaft entstand nicht auf historischem Wege, weil etwa die grosse Familien - Chronik der Juden, die Bibel, der ganzen germanischen Welt als Erziehungsbuch diente, auch nicht weil Juden und Germanen von früh an die unerbittlichsten Feinde der Römer, und also natürliche Bundesgenossen waren : sie hat einen tiefern Grund, und beide Völker sind sich ursprünglich so ähnlich, dass man das ehemalige Palestina für ein orientalisches Deutschland ansehen könnte, wie man das heutige Deutschland für die Heimath des heiligen Wortes, für den Mutterboden des Prophetenthums, für die Burg der reinen Geistheit halten sollte.

Aber nicht bloss Deutschland trägt die Physiognomie Palestina's, sondern auch das übrige Europa erhebt sich zu den Juden. Jch sage erhebt sich, denn die Juden trugen schon im Beginne das moderne Princip in sich, welches sich heute erst bei den europäischen Yölkern sichtbar entfaltet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Griechen und Römer hingen begeistert an dem Boden, an dem Vaterlande. Die spätern nordischen Einwanderer in die Römer- und Griechenwelt hingen an die Person ihrer Häuptlinge, und an die Stelle des antiken Patriotismus trat im Mittelalter die Vasallentreue, die Anhänglichkeit an die Fürsten. Die Juden aber, von jeher, hingen nur an dem Gesetz, an dem abstrakten Gedanken, wie unsere neueren kosmopolitischen Republikaner, die weder das Geburtsland noch die Person der Fürsten, sondern die Gesetze als das Höchste achten. Ja, der Kosmopolitismus ist ganz eigentlich dem Boden Judäas entsprossen, und Christus, der, trotz dem Missmuthe des früher erwähnten Hamburger Spezereihändlers, ein wirklicher Jude war, hat ganz eigentlich eine Propaganda des Weltbürgerthums gestiftet. Was den Republikanismus der Juden betrifft, so erinnere ich mich im Josephus gelesen zu haben, dass es zu Jerusalem Republikaner gab, die sich den königlichgesinnten Herodianern entgegensetzten, am muthigsten fochten, niemanden den Namen « Herr » gaben, und den römischen Absolutismus aufs ingrimmigste hassten; Freiheit und Gleichheit war ihre Religion. Welcher Wahn!

Was ist aber der letzte Grund jenes Hasses, den wir in Europa zwischen den Anhängern der mosaischen Gesetze und der Lehre Christi bis auf heutigen Tag gewahren, und wovon uns der Dichter, indem er das Allgemeine im Besondern veranschaulichte, im Kaufmann von Venedig ein schauerliches Bild geliefert hat? Ist es der ursprüngliche Bruderhass, den wir schon

gleich nach Erschaffung der Welt, ob der Verschiedenheit des Gottesdienstes, zwischen Kain und Abel entlodern sehen? Oder ist die Religion überhaupt nur Vorwand, und die Menschen hassen sich, um sich zu hassen, wie sie sich lieben, um sich zu lieben? Auf welcher Seite ist die Schuld bei diesem Groll? Ich kann nicht umhin zur Beantwortung dieser Frage eine Stelle aus einem Privatbriefe mitzutheilen, die auch die Gegner Shylok's justifizirt:

« Ich verdamme nicht den Hass, womit das gemeine Volk die Juden verfolgt; ich verdamme nur die unglückseligen Irrthümer, die jenen Hass erzeugten. Das Volk hat immer Recht in der Sache, seinem Hasse wie seiner Liebe liegt immer ein ganz richtiger Instinkt zu Grunde, nur weiss es nicht, seine Empfindungen richtig zu formuliren, und statt der Sache, trifft sein Groll gewöhnlich die Person, den unschuldigen Sündenbock zeitlicher oder örtlicher Missverhältnisse. Das Volk leidet Mangel, es fehlen ihm die Mittel zum Lebensgenuss, und obgleich ihm die Priester der Staatsreligion versichern, « dass man auf Erden sei, um zu entbehren und trotz Hunger und Durst der Obrigkeit zu gehorchen » — so hat doch das Volk eine geheime Sehnsucht nach den Mitteln des Genusses, und es hasst diejenigen, in deren Kisten und Kasten dergleichen aufgespeichert liegt; es hasst die Reichen und ist froh wenn ihm die Religion erlaubt, sich diesem Hasse mit vollem Gemüthe hinzugeben. Das gemeine Volk hasste in den Juden immer nur die Geldbesitzer, es war immer das aufgehäufte Metall, welches die Blitze seines Zornes auf die Juden herabzog.

Der jedesweilige Zeitgeist lieh nun immer jenem Hasse seine Parole. Im Mittelalter trug diese Parole die düstre Farbe der katholischen Kirche, und man schlug die Juden todt und plünderte ihre Häuser : « weil sie Christus gekreuzigt » — ganz mit derselben Logik, wie auf St. Domingo einige schwarze Christen, zur Zeit der Massacre, mit einem Bilde des gekreuzigten Heilands herumliefen und fanatisch schrieen : *les blancs l'ont tué, tuons tous les blancs.*

« Mein Freund, Sie lachen über die armen Neger; ich versichere Sie, die westindischen Pflanzer lachten damals nicht, und wurden niedergemetzelt, zur Sühne Christi, wie einige Jahrhunderte früher die europäischen Juden. Aber die schwarzen Christen auf St. Domingo hatten in der Sache ebenfalls Recht! die Weissen lebten müssig in der Fülle aller Genüsse, während der Neger im Schweisse seines schwarzen Angesichts für sie arbeiten musste, und zum Lohne nur ein Bischen Reismehl und sehr viele Peitschenhiebe erhielt; die Schwarzen waren das gemeine Volk. —

« Wir leben nicht mehr im Mittelalter, auch das gemeine Volk wird aufgeklärter, schlägt die Juden nicht mehr auf einmal todt, und beschönigt seinen Hass nicht mehr mit der Religion; unsere Zeit ist nicht mehr so naiv glaubensheiss, der tradizionelle Groll kleidet sich in modernen Redensarten, und der Pöbel in den Bierstuben wie in den Deputirtenkammern deklamirt wider die Juden mit merkantilischen, industriellen, wissenschaftlichen oder gar philosophischen Argumenten. Nur abgefeimte Heuchler geben noch heute ihrem Hass eine

religiöse Färbung und verfolgen die Juden um Christi Willen; die grosse Menge gesteht offenherzig, dass hier materielle Interessen zu Grunde liegen, und sie will den Juden durch alle möglichen Mittel die Ausübung ihrer industriellen Fähigkeiten erschweren. Hier in Frankfurt z. B. dürfen jährlich nur vier und zwanzig Bekenner des mosaischen Glaubens heurathen, damit ihre Population nicht zunimmt und für die christlichen Handelsleute keine allzustarke Konkurenz erzeugt wird. Hier tritt der wirkliche Grund des Judenhasses mit seinem wahren Gesichte hervor, und dieses Gesicht trägt keine düster fanatishe Mönchsmiene, sondern die schlaffen aufgeklärten Züge eines Krämers, der sich ängstigt im Handel und Wandel von dem israelitischen Geschäftsgeist überflügelt zu werden.

« Aber ist es die Schuld der Juden, dass sich dieser Geschäftsgeist bei ihnen so bedrohlich entwickelt hat? Die Schuld liegt ganz an jenem Wahnsinn, womit man im Mittelalter die Bedeutung der Industrie verkannte, den Handel als etwas Unedles und gar die Geldgeschäfte als etwas Schimpfliches betrachtete, und deshalb den einträglichsten Theil solcher Industriezweige, namentlich die Geldgeschäfte, in die Hände der Juden gab; so dass diese, ausgeschlossen von allen anderen Gewerben, nothwendigerweise die raffinirtesten Kaufelsleute und Banquiers werden mussten. Man zwang sie reich zu werden und hasste sie dann wegen ihres Reichthums; und obgleich jetzt die Christenheit ihre Vorurtheile gegen die Industrie aufgegeben hat, und die Christen in Handel und Gewerb eben so grosse Spitzbuben und eben so

reich wie die Juden geworden sind : so ist dennoch an diesen letztern der tradizionelle Volkshass haften geblieben, das Volk sieht in ihnen noch immer die Repräsentanten des Geldbesitzes und hasst sie. Sehen Sie, in der Weltgeschichte hat jeder Recht, sowohl der Hammer als der Amboss. »

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Portail

PORTIA.

(*KAUFMANN VON VENEDIG.*)

« Wahrscheinlich wurden alle Kunstrichter von Shylok's erstaunlichem Charakter so geblendet und befangen, dass sie ihrerseits Portia ihr Recht nicht widerfahren liessen, da doch ausgemacht Shylok's Charakter in seiner Art nicht kunstreicher, noch vollendeter ist als Portia's in der ihrigen. Die zwei glänzenden Figuren sind beide ehrenwerth : werth zusammen in dem reichen Bann bezaubernder Dichtung und prachtvoller anmuthiger Formen zu stehen. Neben dem schrecklichen, unerbittlichen Juden, gegen seine gewaltigen Schatten durch ihre Glanzlichter abstechend, hängt sie wie ein prächtiger Schönheit-athmender Tizian neben einem herrlichen Rembrandt.

« Portia hat ihr gehöriges Theil von den angenehmen Eigenschaften, die Shakspear über viele seiner weiblichen Charaktere ausgegossen; neben der Würde aber, der Süssigkeit und Zärtlichkeit, welche ihr Geschlecht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

überhaupt auszeichnen, auch noch ganz eigenthümliche, besondere Gaben: hohe geistige Kraft, begeisterte Stimmung, entschiedene Festigkeit und allem obschwebende Munterkeit. Diese sind angeboren; sie bat aber noch andere ausgezeichnete äusserlichere Eigenschaften, die aus ihrer Stellung und ihren Bezügen hervorgehen. So ist sie Erbin eines fürstlichen Namens und unberechenbaren Reichthums; ein Gefolg dienstwilliger Lustbarkeiten hat sie stets umgeben; von Kindheit an hat sie eine mit Wohlgerüchen und Schmeicheldüften durchwürzte Luft geathmet. Daher eine gebieterische Anmuth, eine vornehme hehre Zierlichkeit, ein Geist der Pracht in allem was sie thut und sagt, als die von Geburt an mit dem Glanze vertraute. Sie wandelt einher, wie in Marmorpalästen, unter goldverzierten Decken, auf Fussböden von Ceder und Mosaïken von Jaspis und Porphyr, in Gärten mit Standbildern, Blumen und Quellen und geisterartig flüsternder Musik. Sie ist voll eindringender Weisheit, unverfälschter Zärtlichkeit und lebhaften Witzes. Da sie aber nie Mangel, Gram, Furcht oder Misserfolg gekannt, so hat ihre Weisheit keinen Zug von Düsterheit oder Trübheit; all' ihre Regungen sind mit Glauben, Hoffnung, Freude versetzt; und ihr Witz ist nicht im mindesten böswillig oder beissend. »

Obige Worte entlehne ich einem Werke der Frau Jameson, welches « Moralische, poetische und historische Frauen-Charaktere » betitelt. Es ist in diesem Buche nur von Shakspear'schen Weibern die Rede, und die angeführte Stelle zeugt von dem Geiste der Verfasserin, die wahrscheinlich von Geburt eine Schottin ist.

Was sie über Portia im Gegensatz zu Shylok sagt, ist nicht bloss schön sondern auch wahr. Wollen wir letzteren, in üblicher Auffassung, als den Repräsentanten des starren, ernsten, kunstfeindlichen Judäas betrachten, so erscheint uns dagegen Portia als die Repräsentantin jener Nachtblüthe des griechischen Geistes, welche von Italien aus, im sechszehnten Jahrhundert, ihren holden Duft über die Welt verbreitete und welche wir noch heute unter dem Namen « die Renaissançe » lieben und schätzen. Portia ist zugleich die Repräsentantin des heitern Glükes im Gegensatze zu den düstern Missgeschick, welches Shylok repräsentirt. Wie blühend, wie rosig, wie reinklingend ist all ihr Denken und Sprechen, wie freudewarm sind ihre Worte, wie schön alle ihre Bilder, die meistens der Mythologie entlehnt sind! Wie trübe, kneifend und hässlich sind dagegen die Gedanken und Reden des Shylok, der im Gegentheil nur alttestamentalische Gleichnisse gebraucht! Sein Witz ist krampfhaft und ätzend, seine Metaphern sucht er unter den widerwärtigsten Gegenständen, und sogar seine Worte sind zusammengequetschte Misslaute, schrill, zischend und quirrend. Wie die Personen so ihre Wohnungen. Wenn wir sehen, wie der Diener Jehovas, der weder ein Abbild Gottes noch des Menschen, des erschaffenen Konterfey Gottes, in seinem «ehrbaren Hause» duldet, und sogar die Ohren desselben, die Fenster, verstopft, damit die Töne des heidnischen Mummenschanz nicht hineindringen in sein « ehrbares Haus »... so sehen wir im Gegentheil das kostbarste und geschmackvollste Villeggiatura-Leben in dem schönen Pa-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lazzo zu Belmontet, wo lauter Licht und Musik, wo unter Gemälden, marmornen Statuen und hohen Lorbeerbäumen die geschmückten Freier lustwandeln und über Liebesräthsel sinnen, und inmitten aller Herrlichkeit Signora Portia, gleich einer Göttin, hervorglänzt,

Das sonnige Haar die Schläf' umwallend.

Durch solchen Kontrast werden die beiden Hauptpersonen des Dramas so individualisirt, dass man darauf schwören möchte, es seien nicht Phantasiebilder eines Dichters, sondern wirkliche, weibgeborene Menschen. Ja, sie erscheinen uns noch lebendiger als die gewöhnlichen Naturgeschöpfe, da weder Zeit noch Tod ihnen etwas anhaben kann, und in ihren Adern das unsterblichste Blut, die ewige Poesie, pulsirt. Wenn du nach Venedig kommst und den Dogenpalast durchwandelst, so weisst du sehr gut, dass du weder im Saal der Senatoren noch auf der Riesentreppe dem Marino Falièri begegnen wirst; — an den alten Dandalo wirst du im Arsenale zwar errinnert, aber auf keiner der goldenen Galeren wirst du den blinden Helden suchen; — siehst du an einer Ecke der Strasse Santa eine Schlange in Stein gehauen, und an der andern Ecke den geflügelten Löwen, welcher das Haupt der Schlange in der Tatze hält, so kömmt dir vielleicht der stolze Carmagnole in den Sinn, doch nur auf einen Augenblick: — Aber weit mehr als an alle solche historische Personen denkst du zu Venedig an Shakspear's Shylok, der immer noch lebt, während jene im Grabe längst vermodert sind, — und wenn du über den Rialto steigst, so sucht

ihn dein Auge überall, und du meinst er müsse dort hinter irgend einem Pfeiler zu finden seyn, mit seinem jüdischen Rokolor, mit seinem misstrauisch berechnenden Gesicht, und du glaubst manchmal sogar seine kreischende Stimme zu hören : « dreitausend Dukaten — gut. »

Ich wenigstens, wandelnder Traumjäger, wie ich bin, ich sah mich auf dem Rialto überall um, ob ich ihn irgend fände, den Shylok. Ich hätte ihm etwas mitzutheilen gehabt, was ihm Vergnügen machen konnte, dass z. B. sein Vetter, Herr von Shylok zu Paris, der mächtigste Baron der Christenheit geworden, und von Ihrer Katolischen Majestät jenen Isabellenorden erhalten hat, welcher einst gestiftet ward, um die Vertreibung der Juden und Mauren aus Spanien zu verherrlichen. Aber ich bemerkte ihn nirgends auf dem Rialto, und ich entschloss mich daher den alten Bekannten in der Synagoge zu suchen. Die Juden feierten hier eben ihren heiligen Versöhnungstag und standen eingewickelt in ihren weissen Schaufäden-Talaren, mit unheimlichen Kopfbewegungen, fast aussehend wie eine Versammlung von Gespenstern. Die armen Juden, sie standen dort, fastend und betend, von frühestem Morgen, hatten seit dem Vorabend weder Speise noch Trank zu sich genommen, und hatten auch vorher alle ihre Bekannten um Verzeihung gebeten für etwanige Beleidigungen, die sie ihnen im Laufe des Jahres zugefügt, damit ihnen Gott ebenfals ihre Sünden verzeihe, — ein schöner Gebrauch, welcher sich sonderbarer Weise bei diesen Leuten findet, denen doch die Lehre Christi ganz fremd geblieben ist!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Indem ich, nach dem alten Shylok umherspähend, all die blassen, leidenden Judengesichter aufmerksan musterte, machte ich eine Entdeckung, die ich leider nicht verschweigen kann. Ich hatte nemlich denselben Tag das Irrenhaus San Carlo besucht, und jetzt, in der Synagoge, fiel es mir auf, dass in dem Blick der Juden derselbe fatale, halb stiere halb unstäte, halb pfiffige halb blöde Glanz flimmerte, welchen ich kurz vorher in den Augen der Wahnsinnigen zu San Carlo bemerkt hatte. Dieser unbeschreibliche, räthselhafte Blick zeugte nicht eigentlich von Geistesabwesenheit, als vielmehr von der Oberherrschaft einer fixen Idee. Ist etwa der Glaube an jenen ausserweltlichen Donnergott, den Moses aussprach, zur fixen Idee eines ganzen Volks geworden, das, trotz dem, dass man es seit zwei Jahrtausenden in die Zwangsjacke steckte und ihm die Dusche gab, dennoch nicht davon ablassen will — gleich jenem verrückten Advokaten, den ich in San Carlo sah, und der sich ebenfalls nicht ausreden liess, dass die Sonne ein englischer Käse sei, dass die Strahlen derselben aus lauter rothen Würmern bestünden, und dass ihm ein solcher herabgeschossener Wurmstrahl das Hirn zerfresse?

Ich will hiermit keineswegs den Werth jener fixen Idee bestreiten, sondern ich will nur sagen, dass die Träger derselben zu schwach sind, um sie zu beherrschen, und davon niedergedrückt nnd inkurabel werden. Welches Martyrthum haben sie schon um dieser Idee Willen erduldet! welches grössere Martyrthum steht ihnen noch bevor! Ich schaudre bei diesem Ge-

danken, und ein unendliches Mitleid rieselt mir durch's Herz. Während des ganzen Mittelalters bis zum heutigen Tag stand die herrschende Weltanschauung nicht in direktem Widerspruch mit jener Idee, die Moses den Juden aufgebürdet, ihnen mit heiligen Riemen angeschnallt, ihnen ins Fleisch eingeschnitten hatte; ja, von Christen und Mahometanern unterschieden sie sich nicht wesentlich, unterschieden sie sich nicht durch eine entgegengesetzte Synthese, sondern nur durch Auslegung und Shiboleth. Aber siegt einst Satan, der sündhafte Pantheismus, vor welchem uns sowohl alle Heiligen des alten und des neuen Testaments als auch des Corans bewahren mögen, so zieht sich über die Häupter der armen Juden ein Verfolgungsgewitter, das ihre früheren Erduldungen noch weit überbieten wird...

Trotz dem dass ich in der Synagoge von Venedig nach allen Seiten umherspähete, konnte ich das Antlitz des Shylok's nirgens erblicken. Und doch war es mir, als halte er sich dort verborgen, unter irgend einem jener weissen Talare, inbrünstiger betend als seine übrigen Glaubensgenossen, mit stürmischer Wildheit, ja mit Raserei hinaufbetend zum Throne Jehovas, des harten Gottkönigs! Ich sah ihn nicht. Aber gegen Abend, wo, nach dem Glauben der Juden, die Pforten des Himmels geschlossen werden und kein Gebet mehr Einlass erhält, hörte ich eine Stimme, worin Thränen rieselten, wie sie nie mit den Augen geweint werden... Es war ein Schluchzen, das einen Stein in Mitleid zu rühren vermochte... Es waren Schmerzlaute, wie sie nur aus

einer Brust kommen konnten, die all das Martyrthum, welches ein ganzes gequältes Volk seit achtzen Jahrhunderten ertragen hat, in sich verschlossen hielt... Es war das Röcheln einer Seele, welche todtmüde niedersinkt vor den Himmelspforten... Und diese Stimme schien mir wohlbekannt, und mir war, als hätte ich sie einst gehört, wie sie eben so verzweiflungsvoll jammerte: «Jessika, mein Kind!»